

**Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz**

SCHWEIZERDEUTSCH

1/13

**Dialekt und sprach-
kulturelle Verständigung**

Uufpassä, nüd aapassä!

Ernst Burren

Julian Dillier

Meinrad Lienert

züritüütschi wortfamilie

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz 21. Jahrgang Nummer 1/2013

INHALT

Zum neuen Jahrgang Von Alfred Vogel und Ruedi Schwarzenbach	1
Dialekt und sprachkulturelle Verständigung Tagung des Forum Helveticum Von Ruedi Schwarzenbach	2
Helen Christen, «... wiu me das vilich nid i dr ganze schwiz verschteit» Von Ruedi Schwarzenbach	6
«Dialäkt Äpp». Gib öis dini Schtimm	8
Renato Kaiser, Uufpassä, nöd aapassä	9
Neu im Schweizerischen Literaturarchiv Archiv Ernst Burren	10
Ernst Burren, Dr Troum vo Paris Von Jürg Bleiker	11
«In solchen Versen weiss man sich zu Hause» Julian Dillier (1922–2001) Von Barbara Traber	13
Karl Hensler, Meinrad Lienert Von Heinz Gallmann	16
Idiotikon Band XVI vollendet! Von Alfred Egli	18
Viktor Schobinger, zürütütschi wortfamilie Von Ruedi Schwarzenbach	23
Linard Bardill, Der kleine Buddha Von Julia Bachmann-Schwarzenbach	25
Büchertisch	28
edgar euel	29
Das Kreuzwörtertsel	30
Abonnementsbestellung und Webseite	32

IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Herausgeber

Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen

Redaktionskommission

Helen Christen (hc.)

Beat Dittli (bd.)

Stephan Frech (fr.)

Alfred Vogel (av.)

Redaktion

Redaktion SchweizerDeutsch

Ruedi Schwarzenbach (rs.)

Seestrasse 610, 8706 Meilen

044 923 09 39

ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch

Redaktionsschluss 2/13 am 1. Juli.2013

Vertrieb, Abonnemente, Probehefte

Thomas Marti

Untere Hardegg 32

4600 Olten

062 296 77 80

thomarti@bluewin.ch

Erscheint dreimal jährlich (Mai/August/Dezember)

Einzelheft: 9 Franken

Jahresabo: 27 Franken

Postkonto: 80-11147-6

Bestellformular: Seite 32

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion
oder www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich

Korrektorat: Alfred Vogel

Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Die Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung hat die Neugestaltung dieser Zeitschrift ermöglicht.

ISSN 1663-2338

SCHWEIZERDEUTSCH *beobachtet und hinterfragt* das Sprachleben der deutschen Schweiz.

Das FORUM HELVETICUM

lädt zu einer Tagung «Dialekt und sprachkulturelle Verständigung» ein. **SCHWEIZERDEUTSCH** wirft Streiflichter auf das Tagungsthema Mundart und Hochsprache – im allgemeinen, in der Schule und in den Radio- und Fernsehprogrammen.

Seiten 2–5

Wenn Walliser mit Zugern und Rheintalern

Dialekt reden, kann es Verständigungsschwierigkeiten geben. Wie Gesprächsteilnehmer damit umgehen, hat Helen Christen in 75 Folgen der Radiosendung «Persönlich» untersucht.

Seiten 6–7

Wer wissen will, wohin sein Dialekt gehört,

lädt sich jetzt eine «DialäktÄpp» auf sein I-phone, die vom Phonetischen Institut der Universität Zürich entwickelt worden ist. Und wer wissen will, wie es ihm als Ostschweizer in Bern gehen könnte, erfährt dies auf einer CD von Renato Kaiser.

Seiten 8–9

Ernst Burren, Julian Dillier, Meinrad Lienert

heissen die Mundartschriftsteller aus drei Generationen, denen Sie, begleitet von Jürg Bleiker, Barbara Traber, Karl Hensler und Heinz Gallmann, in diesem Heft neu begegnen können.

Seiten 10–17

Wortforschung

Mit der neusten Lieferung schliesst der 16. Band des schweizerdeutschen Wörterbuchs nach 13jähriger Arbeit ab. Daneben stellen wir die 3 Bände mit 1900 Seiten vor, auf denen Viktor Schönbinger den Wortschatz des Zürichdeutschen nach Wortfamilien versammelt und geordnet hat – ein Experiment sondergleichen!

Seiten 18–24

VORANZEIGE

VSD-Jahresversammlung und -Jubiläum 2013

Die Jahresversammlung mit dem 75-Jahr-Jubiläum des VSD findet am Samstag, dem 16. November 2013, statt. Ort: noch offen.

Zum neuen Jahrgang

1938 ist der Verein Schweizerdeutsch gegründet worden, damals als «Bund Schwyzertütsch» im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung vor dem zweiten Weltkrieg. Er wandte sich gegen die Utopie einer eigenen alemannischen Schriftsprache in der Deutschschweiz und sah den Weg zur Stärkung der nationalsprachlichen Identität in der Förderung der Wertschätzung und des Gebrauchs des Schweizerdeutschen und seiner Dialekte.

Heute heisst das Thema einer Tagung des Forum Helveticum «Dialekt und sprachkulturelle Verständigung». Sie geht davon aus, dass Hochdeutsch und Mundart als eingespielte Varianten des Deutschen in der Schweiz anerkannt sind und nicht gegeneinander ausgespielt werden sollen.

Die «75 Jahre Verein Schweizerdeutsch» werden Gegenstand des August-Hefts dieser Zeitschrift sein. Die dritte Nummer Ende Jahr wird vom Jubiläum des VSD und den Perspektiven der Sprachpflege in der deutschen Schweiz berichten, die an diesem Anlass diskutiert werden. Es wird auch das letzte Heft der Zeitschrift SchweizerDeutsch sein, mindestens in ihrer heutigen Form. Das Konzept, mit dem 2009 das frühere Mitteilungsblatt abgelöst wurde, hat sich zwar redaktionell umsetzen lassen und ist auf grosse Zustimmung gestossen, lässt sich aber finanziell nicht länger tragen.

Es sei denn, liebe Leserinnen und Leser, Sie wüssten besseren Rat.

*Alfred Vogel, Präsident des VSD
Ruedi Schwarzenbach, Redaktor*

www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

MULTILINGUA – DIALEKT UND SPRACHKULTURELLE VERSTÄNDIGUNG TAGUNG

Montag, 24. Juni 2013, 13.00 – 17.30 Uhr
Haus der Kantone, Speichergasse 6, Bern

in Zusammenarbeit mit
Forum für Zweisprachigkeit
Coscienza Svizzera
LCH
SRG SSR



rs. Als Kompetenzzentrum für sprachkulturelle Verständigung fördert das **FORUM HELVETICUM** die Verständigung in Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur. Es setzt sich insbesondere für die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften in der Schweiz und die nationale Kohäsion ein, unter Berücksichtigung der Stellung der Schweiz in der Völkergemeinschaft. Die Tagung in Bern gehört in den Rahmen des umfassenderen Forum-Projekts **MULTILINGUA – DIALEKT UND SPRACHKULTURELLE VERSTÄNDIGUNG**. Mit diesem Projekt will das Forum die neuen Entwicklungen im Spannungsfeld Dialekt/Hochdeutsch und in der Verständigung zwischen den Sprachregionen aufgreifen und Massnahmen zur Verbesserung problematischer Aspekte vorschlagen oder teilweise selbst umsetzen. Mit einigen Streiflichtern auf die Problemfelder möchten wir einen Beitrag zur Vorbereitung dieser aktuellen und wichtigen Tagung leisten und zur Teilnahme aufrufen.

Teilnehmerzahl beschränkt. Anmeldung über www.forum-helveticum.ch oder Telefon 062 888 01 25

PROGRAMM

13.00 Uhr Eröffnung

13.15 Uhr Workshops

Thema: Dialekt und Hochdeutsch in der Deutschschweiz aus der Perspektive der Verständigung zwischen den Sprachregionen und des nationalen Zusammenhalts

Ziel: Bestimmung der Massnahmen aus dem Vorschlagskatalog, die konkret umgesetzt werden können. Dieser Katalog zur Verbesserung oder Behebung problematischer Aspekte der Thematik wurde von Arbeitsgruppen in drei Sprachregionen vorbereitet.

15.30 Uhr Zusammenfassungen der Workshop-Arbeiten

16.00 Uhr Podiumsgespräch

Hans Ambühl, Generalsekretär Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK)

N.N., Vertretung Französische Schweiz

Verio Pini, Vorstandsmitglied Coscienza Svizzera, Sekretär Deputazione ticinese alle Camere federali

Mariano Tschuur, Mitglied Geschäftsleitung SRG SSR, Direktor Radiotelevision Svizzera Rumantscha

Beat W. Zemp, Zentralpräsident Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer LCH

Moderation: Christophe Büchi, Welschlandkorrespondent NZZ

17.00 Uhr Diskussion mit dem Publikum

17.30 Uhr Ende der Tagung

«Hochdeutsch und Mundart nicht gegeneinander ausspielen»



«Mundart und Hochdeutsch geniessen in der Deutschschweiz beide einen hohen Prestigewert. Wir können uns freuen, zwei derart geschätzte Sprachvarianten zu besitzen. Die Dialekte sollen weiterhin in ihrer Vielfalt gepflegt werden und bessere Hochdeutschkompetenzen dürfen nicht auf Kosten der Mundart erfolgen. Es ist nur kontraproduktiv, bei der Debatte Mundart und Hochdeutsch gegeneinander auszuspielen.»
(Stellungnahmen und Vorschläge 2)

rs. Auch wenn noch 2005 die Hälfte der befragten Deutschschweizer das Hochdeutsche als ihre «erste Fremdsprache» bezeichneten, bestätigt sich in den Vorgaben zur Forums-Tagung das geflügelte Wort von Hugo Loetscher: «Wir sind zweisprachig innerhalb der einen Sprache» – Hochdeutsch und Schweizerdeutsch sind Varianten ein und derselben Sprache. Sie nicht gegeneinander auszuspähen ist eine – ganz entscheidende – Haltung. Eine zweite liess sich positiv formulieren, nämlich: Schweizerdeutsch und Hochdeutsch in ihren Gemeinsamkeiten und Wechselwirkungen zu sehen und zu brauchen.

«Mundart und Hochdeutsch: jedes an seinem Ort» hiess eine Maxime vor hundert Jahren. «Mundart und Hochdeutsch sach- und situationsgerecht» könnte es heute heissen. Denn die beiden Varianten sind nicht in einfache Gegenüberstellungen wie «gesprochen – geschrieben», «Herz – Kopf», «spontan – strukturiert» zu fassen. Sowohl die Varietät «Mundart» wie die Varietät «Hochdeutsch» verfügen je für sich über ein reiches Repertoire von situativen, inhaltlichen und stilistischen Registern und Mustern.

Meinungen und Einstellungen zur Sprache und ihren Formen stimmen oft nicht (oder nicht mehr) mit dem sprachlichen Verhalten und sprachlichen Befunden überein. Sie gehören zu Konventionen und Erwartungen, die es von Zeit zu Zeit zu hinterfragen gilt, besonders wenn es um Leitlinien für den Sprachgebrauch und die Sprachbildung geht. Darum ist es ausserordentlich verdienstvoll, dass das Forum Helveticum zu einer solchen Standortbestimmung einlädt. Die Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms haben neue Beurteilungsgrundlagen dafür bereitgestellt.

Nationales Forschungsprogramm 56

«Während die wissenschaftliche Erforschung der schweizerdeutschen Dialekte einen sehr hohen Stand aufweist, ist das Schweizer Hochdeutsch vor allem in seiner gesprochenen Form fast gänzlich unerforscht. Diese Forschungslücke füllt das NFP 56 zu einem Teil. Dabei kann festgestellt werden, dass Deutschschweizer in der Lage sind, die Standardsprache situationsgerecht und auf gutem Niveau zu verwenden – ob sie sie nun als ihre «erste Fremdsprache» bezeichnen oder nicht. Die Erforschung der alltäglichen Verwendung des Standarddeutschen und seiner tatsächlichen Form sollte weitergeführt und vertieft werden, da in diesem Bereich viele unreflektierte Meinungen weitertradiert werden.»

EMPFEHLUNG

Die Untersuchung und ihre Ergebnisse sind wichtig für eine zutreffendere Beurteilung der Deutschschweizer Sprachsituation und einen weniger dilettantischen Umgang mit ihr.

«Ab der Primarschule ist Hochdeutsch Unterrichtssprache»

Eine Kantonsumfrage der EDK zum Schuljahr 2011-2012 zeigt, dass alle Deutschschweizer Kantone ab der Primarschule die Anwendung von «grundsätzlich Standardsprache» oder «ausschliesslich Standardsprache» vorschreiben. Eine konsequente Anwendung von ausschliesslich Hochdeutsch wäre zu begrüssen, einerseits im Sinne der Harmonisierung unter den Kantonen, andererseits weil die Anwendung von Mundart bei gewissen Modulen und Fächern wieder die unter Punkt 3 erwähnte künstliche Aufteilung in «Herz- und Kopfsprache» mit sich bringt. (Stellungnahmen und Vorschläge 9)

Vor und nach «PISA»

Bis 2005 lag dem Lehrplan der Zürcher Volksschule im Bereich Sprache eine ausgewogene, auf die Sprachsituation und die Sprachbildung gleichermaßen abgestimmte Zielsetzung zu Grunde:

Für die individuelle Entfaltung der Persönlichkeit und auch für das spätere Berufsleben ist eine differenzierte Ausdrucksfähigkeit in Mundart und Hochdeutsch von grosser Bedeutung. Zum Bildungsauftrag der Schule gehört deshalb die Förderung der Ausdrucksfähigkeit in beiden Sprachformen.

2005 strich der Zürcher Bildungsrat in dieser Zielsetzung den Bezug auf die Mundart und reduzierte sie einseitig auf eine «umfassende Förderung der standardsprachlichen Kompetenz»:

Durch konsequenten Gebrauch von Hochdeutsch in allen sprachlichen Handlungsbereichen (Hören und Sprechen, Lesen, Schreiben) wird die standardsprachliche Kompetenz umfassend gefördert.

Vgl. SchweizerDeutsch 3/11, Seite 17 f.

Zwei Thesen der Tagungsunterlagen befassen sich mit der Sprache im Kindergarten und in der Primarschule – und schaffen eine fragwürdige Diskrepanz. Nach der These für den Kindergarten strebt dieser eine ausgeglichene Förderung von Mundart und Hochdeutsch an, nutzt die Chance, beide Sprachvarianten lustvoll und spielerisch einzusetzen und sieht eine Generation herauswachsen, die mit Hochdeutsch unbeschwert umgeht.

Im Gegensatz dazu blendet die These für die Primarschule das Ziel einer umfassenden Sprachförderung aus, beschränkt sich auf die «Unterrichtssprache» und schreibt dafür eine «konsequente Anwendung von ausschliesslich Hochdeutsch» vor. Als Argument dafür nennt sie als erstes die «Harmonisierung unter den Kantonen». Das zweite Argument ist zwar didaktischer Natur, vergisst aber den übergeordneten Vorsatz von These 2 des Tagungspapiers, Mundart und Hochdeutsch nicht gegeneinander auszuspielen.

Die Diskrepanz zwischen diesen beiden Thesen erinnert an den bedauerlichen Paradigmenwechsel, mit dem der Zürcher Bildungsrat in seinem Lehrplan 2005 auf den sogenannten PISA-Schock reagiert hat. Er glaubte, das schreibsprachliche Manko im Hochdeutschen «durch konsequenten Gebrauch von Hochdeutsch in allen sprachlichen Handlungsbereichen» ausgleichen zu können, und vergass darüber, was im bisherigen Zürcher Lehrplan stand: «Zum Bildungsauftrag der Schule gehört die Förderung der Ausdrucksfähigkeit in beiden Sprachformen.» Dies gilt nicht für die Ausdrucksfähigkeit allein. Sprachunterricht in der Deutschschweiz heisst, Mundart und Hochdeutsch in ihren formalen, rationalen, emotionalen und funktionalen Gemeinsamkeiten und Besonderheiten und in ihrer Wechselwirkung zu erfahren und zu fördern.

«Die Rolle der SRG im Zeichen des nationalen Zusammenhalts»

«Aussagen zur Rolle der SRG bei der Anwendung von Hochdeutsch und Mundart beim Deutschschweizer Radio und Fernsehen SRF sind allgemein sehr kontrovers.»

«Gemäss zahlreicher Meinungen aus allen Sprachregionen tragen die nationalen elektronischen Medien eine grosse Verantwortung im Bereich der nationalen Kohäsion, wie sie in der SRG-Konzession verankert ist.»

(Stellungnahmen und Vorschläge 13)

Für die SRG bedeutet «nationale Kohäsion» die Stärkung des nationalen Zusammenhalts durch gegenseitige Verständigung und durch Austausch unter den Landesteilen und Sprachgemeinschaften. 2012 hat die SRG (in Erfüllung der Motion Maissen) ihre Leistungen für den sprachregionalen Austausch ausführlich dokumentiert und weitere Massnahmen in Aussicht gestellt. Sowohl eine Publikumsbefragung wie die Stellungnahme des Bundesrats zum Bericht zeigen, dass die SRG bereits vielfältige und anerkannte Leistungen zur sprachregionalen Integration erbringt. Handlungsbedarf besteht noch in der publizistischen Aufarbeitung der Realitäten in den andern Sprachgebieten. Dazu könnte man die Sprachregelung in den Deutschschweizer Programmen rechnen, auch wenn diese Fragen im genannten Bericht nicht angesprochen sind. Viele Beobachtungen zeigen aber, dass die Programmgestalter dafür durchaus sensibilisiert sind. Als Beispiel findet sich auf unserer Webseite die Antwort eines Sportredaktors auf eine Hörerfrage, in der er begründet, warum es in den Live-Kommentaren zu den Ski-Weltcuprennen manchmal gezielte Sprachformwechsel zwischen Mundart und Hochdeutsch gibt, ganz im Sinne eines Handbuchs für Programmmitarbeiter: «Die Wahl der Sprachform (Mundart oder Hochdeutsch) verlangt Entscheide, für die es keine Papier- oder Patentrezepte gibt, weil sie auf zahlreiche und oft gegenläufige Faktoren Rücksicht nehmen muss.» (Ausbildung Radio und Fernsehen DRS, Radio Praxis).

Auch bei der Diskussion von Sprachformregelungen für bestimmte Sendungen wie die «Arena» oder «Meteo» sollte man auf die sprachlichen Gegebenheiten der Mitwirkenden Rücksicht nehmen und vor allem zwischen aktiver und passiver Sprachkompetenz unterscheiden.



Aus der SRG-Konzession

In ihren Programmen fördert [die SRG] das Verständnis, den Zusammenhalt und den Austausch unter den Landesteilen, Sprachgemeinschaften, Kulturen, Religionen und den gesellschaftlichen Gruppierungen. Sie fördert die Integration der Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz, den Kontakt der Auslandschweizerinnen und -schweizer zur Heimat sowie im Ausland die Präsenz der Schweiz und das Verständnis für deren Anliegen. Sie berücksichtigt die Eigenheiten des Landes und die Bedürfnisse der Kantone. (Art. 2, Abs. 2)

Die SRG trägt bei zur:

- a) [...]
- b) kulturellen Entfaltung und zur Stärkung der kulturellen Werte des Landes sowie zur Förderung der schweizerischen Kultur unter besonderer Berücksichtigung der Schweizer Literatur sowie des Schweizer Musik- und Filmschaffens, namentlich durch die Ausstrahlung von veranstalterunabhängigen Schweizer Produktionen und eigenproduzierten Sendungen. (Art. 2, Abs. 4)

HELEN CHRISTEN

« ... wiu me das vilich nid i dr ganze schwiz verschteit »

Empirische Erkundungen zur sozialen Praxis des polydialektalen Dialogs

Von Ruedi Schwarzenbach

Wenn sich – wie in der sonntäglichen Talk-Sendung «Persönlich» von Schweizer Radio DRS – zwei Deutschweizer(innen) mit einer Moderatorin oder einem Moderator an den Tisch setzen und sich vor hundert Leuten in einem Saal und Hunderttausenden von Hörern am Radio über sich selbst, über ihr Leben, ihre Wünsche und Träume unterhalten, dann tun sie das in ihren Dialekten (Aargauer-, Thurgauer- und Zürcherdialekt beispielsweise) und es entsteht einer der «polydialektalen Dialoge», von denen Helen Christen 75 Aufzeichnungen (zu fast so vielen Stunden) ausgewertet hat.

Ihre Aufmerksamkeit richtet sich zunächst auf Stellen, an denen die Gesprächsteilnehmer Dialekte thematisieren, meistens im Sinne einer arealen Zuordnung. So sagt ein Basler Grossvater von seinem Enkel: *De seit aso de BÖLLEN u nit BALLEN und reedet züritüütsch*. Auch die sogenannte Qualität eines Dialekts gibt Anlass zu Bemerkungen: Die ortsübliche Aussprache eines Ortsnamens lässt den Moderator vermuten, sein Gast spreche «echten» Thurgauer Dialekt – was diesen veranlasst, mit *gsaat* «gesagt» und *ham* «heim» gleich zwei Indikatoren für «noch besseren Dialekt» einzubringen. *Es isch scho s richtig Tuurgauere, won i han*.

Am meisten zu reden gibt in diesen «Persönlich»-Sendungen die Verstehbarkeit von Dialekten. In der Deutschschweiz gilt das «Jeder-spricht-seinen-Dialekt»-Prinzip, das mit der Erwartungshaltung verbunden ist, dass jemand, der von anderswo herkommt, auch einen eigenen Dialekt spricht. Man stellt sich auf areale Variation ein und erwirbt mit der Zeit eine entsprechende rezeptive Kompetenz. Man setzt auch voraus, dass es Dialekte gibt, die man weniger gut versteht. *Aber he, hallo, was soll*

das mit dem Nichtverstehen der St. Galler??? Es ist ja noch einigermaßen logisch, dass man die Walliser nicht versteht. Aber wir St. Galler sind doch wirklich absolut problemlos? (aus einem Blog)

Die Gäste im «Persönlich» sind sich bewusst, dass sie in dieser Sendung von Hörern aus der ganzen Deutschschweiz verstanden werden wollen. Mehr oder weniger bewusst werden sie also ihre Ausdrucksweise entsprechend modifizieren. Anspruchsvoller ist die Aufgabe für die Moderatorinnen und Moderatoren. Sie müssen sicherstellen, dass die Voten für das Radiopublikum verständlich bleiben. Dafür setzen sie drei Strategien ein: Nachfragen, Neutralisieren und Inszenieren.

Die Strategie des *Nachfragens* ist nur einmal belegt. Ein Gast vermutet, der Moderator kenne das Wort *Ankebock* nicht und fragt ihn deshalb nach der Bedeutung dieses Worts.

Unter der Strategie des *Neutralisierens* versteht man die erläuternde Nennung einer Variante zum schwer verständlichen Wort, also *es Shtuck Holz* für *Gretzu* oder *Schpargle* für *Schpaarse*. Christen fragt sich, weshalb die Sprecherin aus Basel nicht zum vornherein die allgemeinverständliche Variante wählt. Der Umweg über den «eigenen» *in-group*-Ausdruck scheint für sie ebenfalls eine relevante Funktion zu haben. Sie signalisiert damit «gutes Baseldeutsch» wie im Beispiel weiter oben die Thurgauerin mit *gsaat* und *ham*.

In einem weiteren Basler Beispiel geht es um *Gluggere*. Bevor der Gast eine Variante gefunden hat, helfen ihm die Moderatorin und der andere Gast mit den Heteronymen *Chrälleli*, *Chügeli* und *Chlüüre* aus andern Dialekten nach.

An anderer Stelle variiert eine Bernerin ihr Wort *gränne* für «weinen» mit *brüele*. Im Hinblick auf die Verstehbarkeit wäre das nicht «nötig» gewesen, weil in jener Sendung auf dem Podium ohnehin nur Berndeutsch vertreten war. Christen sieht in der zürichdeutschen Variante aber «eine symbolische Hinwendung zu einer andersdialektalen Hörerschaft».

Als Beispiel für die Strategie des *Inszenierens* ist eine Anekdote angeführt, in der es um eine schwer verstehbare Äusserung im Rheintaler Dialekt geht. Ich zitiere den längeren Beleg hier in einer (leicht modifizierten) Form der schriftdeutschen Übersetzung, die der Transkription beigegeben ist:

ZH ja ich wohne jetzt im Rheintal, aber ich habe gelernt die Sprache zu verstehen
das ist dann nämlich noch ein weiterer Punkt gewesen, als ich da hinaus gekommen bin
da habe ich gedacht: wie sprechen denn die da, verstehe ich ja gar nicht
vor allem habe ich eine Haushalttochter gehabt, die ist unglücklich gewesen, und dann hat sie geweint und hat gesagt: **eni wel hoe** und ich habe gesagt: was hast du gesagt? aber das habe ich im Laufe der Zeit gelernt

ZG **äni wel hoe?**
ZH **eni wel hoe**

ZG das heisst?
ZH ich will nach Hause
ZG «ich will nach Hause» – haben Sie sie nach Hause gelassen
ZH es wäre nicht mehr gegangen
ZG nachdem Sie sie verstanden haben

Bemerkenswert ist in diesem Beispiel, dass der angeführte rheintalische Schlüsselsatz der Anekdote **eni wel hoe** mit dem ungebräuchlichen Pronomen **eni** für «ich» nicht authentisch sein dürfte, sondern (auch im Tonfall) «inszeniert» ist, um den gewünschten Effekt der Nichtverstehbarkeit zu produzieren.

In ihrer Bilanz stellt Helen Christen fest, dass die Anzahl der Stellen, an denen in den 75 Folgen der Sendung «Persönlich» die Dialekte der Teilnehmer thematisiert oder die Verstehbarkeit sichergestellt wurde, mit wenig mehr als 30 Fällen verhältnismässig gering ist. Sie zieht daraus den Schluss, dass «der soziale Umgang mit dialektaler Variation» konventionalisiert ist. Den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern steht gleichsam ein Repertoire von Erzähl- und Dialogmustern zur Verfügung, mit denen sie routinemässig auf Dialekteigenarten und Verstehensschwierigkeiten hinzuweisen pflegen.

Trotz der geringen Zahl von Sendungen, in denen «schwierige» Dialekte vertreten waren, bestätigt die Untersuchung, dass die «Sprecherinnen und Sprecher von mittelländischen Majoritätsdialekten tatsächlich gelegentliche Probleme mit der Verstehbarkeit von vor allem alpinen Minoritätsdialekten haben».

Die auch methodisch bemerkenswerte Untersuchung greift Ansätze der ethnolinguistisch ausgerichteten Dialektforschung auf, knüpft an Ergebnisse von Verstehbarkeitsuntersuchungen an und setzt Verfahrensweisen der Dialoganalyse ein. Sie vermittelt so auch einen aufschlussreichen Einblick in aktuelle Fragestellungen der Mundartforschung an unseren Universitäten und zeigt – im Zusammenhang mit dem vorangehenden Beitrag über die Tagung des Forum Helveticum – auf, wie sich Haltungen und Strategien der Sprachgemeinschaft in der wissenschaftlichen Analyse des sprachlichen Alltags – hier der Praxis in den elektronischen Medien – konkretisieren lassen.

«...wü mer das vilich nid ir ganze schwiz verschteit». Empirische Erkundungen zur sozialen Praxis des polydialektalen Dialogs. In: Sociolinguistica 22 (2008), 24-47.

«Dialäkt Äpp»

Gib öis dini Schtimm

uzh. Unser Dialekt verrät unsere Herkunft. Doch woher kommt ein Sprecher, der vom *Huusini*, *Bitzgi* oder *Göitschi* redet, wenn er das Apfelgehäuse meint? Dialektforscher der Universitäten Zürich und Bern haben eine App entwickelt, die die Herkunft von schweizerdeutschen Dialekten bestimmt. Mit der App kann man auch die eigene Aussprache aufnehmen, sie mit aktuellen sowie früheren Aufnahmen anderer User vergleichen und somit Daten für die Dialektforschung sammeln.

Bei den vielen Dialekten, die das Schweizerdeutsche umfasst, ist die geografische Zuordnung mitunter anspruchsvoll. Von dieser Beobachtung ausgehend, entwickelten Dialektforscher des Phonetischen Laboratoriums der Universität Zürich und Sprachwissenschaftler der Universität Bern die «Dialäkt Äpp». Anhand der Aussprachevarianten von 16 schweizerdeutschen Wörtern bestimmt die App den Dialekt ihrer User. Diese können beispielsweise für das Wort «hinauf» zwischen «ufe», «ue», «ueche», «embrüf» oder «wuehi» die für sie zutreffende Aussprache auswählen und ihren Dialekt lokalisieren. Für die geografische Verortung verwendet die Applikation den Sprachatlas der Deutschen Schweiz, der die Dialekte von fast 600 Gemeinden umfasst und das Schweizerdeutsche auf rund 1500 Karten abbildet. 16 davon haben die Forschenden ausgewählt; anhand der Schnittmenge dieser Karten wird ein Dialekt verortet. Die Forschenden schicken voraus, dass die geografische Verortung nicht für alle Benutzer gleich präzise Resultate liefert, da der Sprachatlas das Schweizerdeutsche um ca. 1900 dokumentiert. «Manche Dialekte haben sich in den letzten 100 Jahren weiterentwickelt, und manche Benutzer sprechen durch ihre Biographie bestimmte Wörter anders aus, als diese in ihrer Region noch vor 100 Jahren ausgesprochen wurden», erklärt Adrian Leemann vom Phonetischen Laboratorium der Universität Zürich. Deshalb kann der Benutzer nach jeder Dialektbestimmung angeben, ob das Resultat auch stimmt. Somit sammelt die App sprachwissenschaftliche Daten, die Aufschluss darüber geben sollten, ob sich die Mundart in den letzten 100 Jahren tatsächlich verändert hat. «Alle Daten werden gesammelt und je nachdem, ob diese stark vom Sprachatlas abweichen, werden wir die App anpassen», ergänzt Adrian Leemann. Benutzerinnen und Benutzer der «Dialäkt Äpp» können damit nicht nur ihren Dialekt bestimmen, sondern diesen auch aufnehmen und abhören, wie andere Schweizer sprechen oder gesprochen haben. Denn die «Dialäkt Äpp» enthält Aufnahmen aus dem



Phonogrammarchiv der Universität Zürich. Wer sein Wissen über Schweizer Dialekte erweitern will, wählt einen Ort aus und hört, wie man dort spricht. Ebenso kann er eine Wortvariante abfragen, z.B. «Murmutz» für Apfelgehäuse, und erfährt, dass sie nur im Oberwallis gesprochen wird. Alle Aufzeichnungen der User sowie jene des Phonogrammarchivs der UZH werden auf einer Schweizer Karte verlinkt, wo sie mittels Klick abgespielt werden können. Zudem wartet die App wöchentlich mit Informationen zu Herkunft und Bedeutung eines ausgewählten Dialektworts aus dem Schweizerdeutschen Wörterbuch (Idiotikon) auf. «So entdecken die Benutzer die Vielfalt der Schweizer Dialektlandschaft auf spielerische Art und Weise», schliesst Marie-José Kolly, Doktorandin am Phonetischen Laboratorium der Universität Zürich.

Im Heft 3/12 haben wir von der Entwicklung der «DialäktÄpp» berichtet – jetzt ist sie zum Herunterladen bereit, vorderhand in einer Version für Apple I-Phones.

Renato Kaiser UUFPASSÄ, NÖD AAPASSÄ!



www.derkaiser.ch

«Ich bin Spoken Word Künstler, habe eine Million Slams gewonnen (wirklich!), unter anderem in Zürich, Berlin, Hamburg und auf dem Mars und bin mit dem Soloprogramm «Er war nicht so – ein Nachruf» unterwegs. Weiteres auf dieser Homepage, Facebook und Twitter.»

In seinem Buch erzählt Renato Kaiser in Mundart von den Erlebnissen aus der Selbsthilfegruppe für Anonyme Ostschweizer. Als Ostschweizer hat man es (mit seinem Dialekt) nicht leicht und am schwersten als emigrierter Ostschweizer. Renato Kaiser, selbst mit ostrandständiger Herkunft Mitgründer der Berner Lesebühne «Rauschdichten», erzählt ungeschminkt seine Geschichte als Ostschweizer in der Fremde.

Renato Kaiser, Uufpassä, nöd aapasse! Erlebnisse aus der Selbsthilfegruppe für Anonyme Ostschweizer. Mit Audio-CD. Luzern 2012, Verlag Der gesunde Menschenversand. CHF 28.-.
ISBN 978-3-905825-46-6

«Renato Kaiser bietet mit seinen Erzählungen aus der Selbsthilfegruppe in Schrift und Ton moralische Stütze für Ostschweizer Exilanten in der restschweizerischen Diaspora», so das Vorwort – legen Sie die CD ein und wählen Sie Track 9 oder klicken Sie unter www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch auf den Link: Dann hören sie den Text zu WOCHE 8, dessen Anfang wir hier als Kostprobe abdrucken.

Zerscht hani gmaint, äs segi ä mega guäti Idee, s'Musigbistro z' Bärn als neuu Hauptzentralä für d'AO Bärn vörzschloo. Woni denn aber dött anägängä bi, zum rekognoszierä – konsequenterwiis mitm FCSG-Trikot aa – bini schnell wider uf dä harti Bödä vo dä Bärner Dialäkt-Doktrin-Realität zruugg gholt wördä. Blöderwiis hätt a dem Ööbig im Musigbistro nöd wiä letscht Mol än Poetry Slam schtattfundä, sondern äs sogenannts Open Mic. Wo jedä, wo will, cha ufd Büüni und öppis machä. I main, i ha jò nöd wörkli wölä. Aber womi diä Bärner uf d'Büüni zerrt und gsait hend, si würdet mier dä Bärner Bär uf d'Zunge tättowiärä, wenni nöd wör folgä, isch mier nüt anders übrig blibä als mitzmachä. Diä gemeine Chögä hend mi dazüä zwunge, än Text z'schriibä, wo füüf Begriff irer Waal vörchömäd. I dem Fall sind das gsi: BVG-Umwandlungssatz, Suurächabisufloof, Kaffiraamtächäli, Alphatier und Abschtiig. Mit all denä Wörter hani natürlu nüt chönä aafängä. I main, zwai dävo sind scho ämöl i sonäre urvölkischä Barbaräschpròoch gsi, woni nöd verschtandä ha, s'Wört «Alphatier» überhaupt zsägä, hätt üüs dä Dani verbötä, usserd är selber segi im Ruum, s'Wört «Abschtiig» törf än igflaischte FC-Sanggallä-Fan ee nöd kenä, geschwaige denn luut uusschprächä und was dä BVG-Umwandlungssatz sött si, waiss eh niämert wörkli so gnau.

Als «chlini Hilf» hends mier ä Fläschä Rotwii gee. Diä pärvärsä Siechä! Das hani doch mit mim Schützägärtä-Glaubä nöd chönä veriibarä! Aso bini rächt uufgsschmissä gsi und dementschprächend fascht verzwiiflät.

Aber denn ... denn isch mier ufzmöl öppis in Sinn choo. Än Satz, wo ämöl us zwanzg Oschtschwizer Engelscheelänä im Bärner Hauptbaanhof gsungä wördän isch, i cha mi nò guät erinnärä, wiäs tönt hätt:

«Niä meee, niä meee, niä meee alai z'Bärn!»



Bild: www.menschenversand.ch

Schweizerisches Literaturarchiv
Nachlässe und Sammlungen
Neuerwerbungen 2013

Ernst Burren übergibt sein Archiv dem Schweizerischen Literaturarchiv.

Der gebürtige Solothurner gilt als Erneuerer der Mundartliteratur in der Schweiz. Sein Archiv umfasst Manuskripthefte mit Entwürfen und Typoskriptfassungen. Seine literarische und persönliche Korrespondenz enthält Briefwechsel u.a. mit Gerhard Meier. Persönliche Dokumente und Fotos aus der Jugend, der Lehrertätigkeit, Urkunden und Preise dokumentieren Burrens biographischen Weg. Eine vollständige Sammlung von Rezensionen, Belegexemplare, audiovisuelle Dokumente und Widmungsexemplare runden den Bestand ab.

www.nb.admin.ch/sla

Neu im Schweizerischen Literaturarchiv Archiv Ernst Burren

Ein Markstein in der Sammeltätigkeit des Schweizerischen Literaturarchivs: Zu den Neuerwerbungen 2013 gehört jetzt auch das Archiv eines Mundartschriftstellers.

«Der Chronist vom Lande»

rs. So überschreibt Thomas Widmer sein treffliches Porträt des Schriftstellers im Tages-Anzeiger vom 12.12.2012. «Wer erfahren will, wie es um unser Land, seine Menschen, seine Dörfer steht, liest Burren. Oder besucht ihn in seinem Oberdorf nahe Solothurn», wo er 1944 zur Welt gekommen und in der Wirtschaft zum «Sternen» aufgewachsen ist. «In der Wirtschaft hat er als Kind beobachten gelernt, hat er jene kleinen Geschichten gesehen und gehört, die er nun selber verfasst als Chronist vom Lande und Chronist des Landes.»

Burren erzählt von seiner Kindheit als Bauernsohn. «Im Sommer gingen wir zu zehnt das Heu kehren. Die Landwirtschaft ohne Maschinen war enorm anstrengend. Heute sieht man auf dem Feld einen einzelnen Bauern auf dem Traktor.» Oberdorf damals war ein Dorf mit vielen kleinen Läden, es genügte sich selber. Oberdorf heute ist Agglo, ein, wie Burren sagt, «Vorort von Solothurn.»

«Solothurn und Bern, das sind benachbarte und doch verschiedene Sprachwelten. Das Berndeutsche riecht nach wie vor nach dem Chauvinismus des einstigen Patrizier-Grossreichs. Der Kanton Solothurn hat keine Imperialgeschichte. Sein Dialekt spiegelt mehr Umbruch und Erschütterung: Solothurn von Olten bis Grenchen ist geprägt durch die Industrialisierung, durch Fabriken, Steinbrüche, Arbeiter. Es gebe, erläutert Burren, nicht einmal eine Solothurner Grammatik. Er hat sich selber zurechtgelegt, wie er seine Wörter buchstabiert. Manieriert ist da gar nichts, diese Sprache schwelgt nicht und feiert nicht sich selber; es geht darum abzubilden. Die Oberdörfer.»

«Ernst Burren hat nie über Politik geschrieben; er ist kein Spler, ehemaliger Bundesrats-Redenschreiber, Essayist wie Peter Bichsel, ebenfalls Solothurner, ebenfalls Dichter. Und doch erfährt man aus Ernst Burrens Geschichten präzise, wie es um dieses Land, seine Menschen, seine Dörfer steht. Und also ist er doch ein politischer Schriftsteller.»

Thomas Widmer, Der Chronist vom Lande. Tages-Anzeiger vom 12. 12. 2012, Seite 8.

Ernst Burren Dr Troum vo Paris

*Geschichten, in kraftvoller, ungestelzter
Mundart, deren Treffsicherheit
bewundernswert ist*

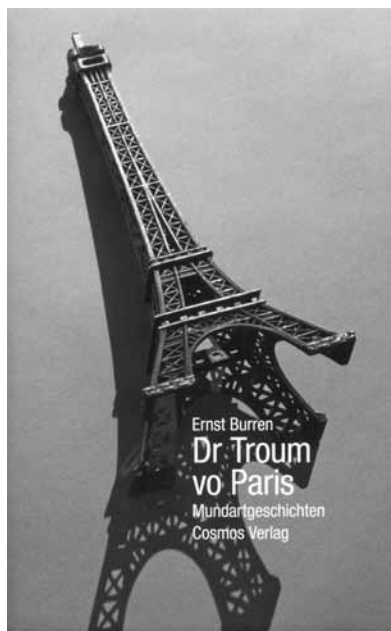
Von Jürg Bleiker

Ernst Burren, geb. 1944 im solothurnischen Oberdorf, wohnt immer noch dort, schreibt seine Bücher nur in solothurnischer Mundart – jemand, der diesen Schriftsteller trotz seiner zahlreichen Publikationen und beeindruckenden Auszeichnungen nicht kennen sollte, könnte vermuten, es handle sich um einen Heimatdichter mit engem Blickwinkel und starkem Hang zur Nostalgie. Einem solchen «Nesthöck» könnte wohl einmal ein Traum von Paris, Sehnsucht einmal nach dieser Grossstadt, aufsteigen, das begreift man. Nur: mit diesen Annahmen läge man vollständig schief.

Wenn man das Buch öffnet, bietet sich die nächste Gelegenheit für ein Vorurteil. Viel Weiss um den Text – aha: moderne Gedichte. Satzzeichenlos, kein Reim, kein Rhythmus, keine Strophen: wen wundert's. Das, was heute so oft als «Lyrik» angepriesen wird. Schon wieder eine Annahme, die ganz daneben liegt; ein Warnzeichen wäre ja da: die Texte sind nicht als Gedichte, sondern als Geschichten bezeichnet.

Und dann noch Mundart. Die kann ja niemand lesen. Oder doch? Ohne Zusatzzeichen oder exotische Buchstabenformen, jedoch mit Kleinschreibung der Substantive lesen sich diese Texte ausserordentlich leicht. Die lautlichen Besonderheiten des Solothurnischen sind problemlos eingefangen: *d frou, en angeri frou, sunndig*, und das velare l erscheint als u: *häufe* (helfen), *chüuche* (Kirche), und so eingewöhnt erkennt man auch «die Sonntagschule»: *sunndigschueu* und stutzt nur kurz beim Ausdruck *sensibus*, den man aus dem Zusammenhang und mit Betonung in der Mitte aber leicht entschlüsselt: *es ungloublich sensibus ching*.

Die Grafik der Kurzzeilen, bei Burren nichts Neues, ist auch als zwingend richtige Form einsichtig. Sie dient als Tempobremse, ermöglicht die notwendigen Pausen, kürzere bei ein, zwei Zeilen, grössere bei den vielen Abschnitten. Sie lässt die kurzen Aussagen aufwachsen, und das brauchen diese Zeilen, denn sie sind nicht fließende Erzählprosa, sondern aufsteigende Gedanken, manchmal kurz im Zusammenhang, dann wieder abschweifend, anderes antippend, wiederkehrend, nagend, irritierend, werden gedreht und gewälzt, angezweifelt, bestätigt, bösartig, zerstöre-



Ernst Burren, Dr Troum vo Paris. Mundartgeschichten. 2012 Cosmos Verlag AG Muri bei Bern. ISBN 978-3-305-00416-4. CHF 29.-

Ungeschminkt, unzensiert, ohne Rücksicht auf das, was andere davon halten könnten, ohne Einschränkungen, aber auch nicht ohne Verwunderung über Vorgänge, die einem nicht verständlich werden wollen

risch, erschreckend, unbelehrbar, brutal, dann wieder einsichtig, verständnisvoll – und fügen sich so zu Geschichten, in kraftvoller, ungestelzter Mundart, deren Treffsicherheit bewundernswert ist.

Hier erleben wir, was wir gelegentlich in Wirklichkeit erleben möchten: Zu erfahren, was einer wirklich denkt. Wie wenn man einem Mikrophone oder Sensoren an den Schädel kleben könnte, die dann nicht Hirnströme, sondern die Gedanken aufzeichnen, lesbar, hörbar. Ungeschminkt, unzensiert, ohne Rücksicht auf das, was andere davon halten könnten, ohne Einschränkungen, aber auch nicht ohne Verwunderung über Vorgänge, die einem nicht verständlich werden wollen, über die merkwürdig verhängten Schicksale, mit Aufbegehren, mit Widerstand, mit Angst, und zur Hilfe auch mit Spott. Die so denkende Person weiss natürlich, dass ihre Gedanken nicht nach aussen dringen; es sind Gedanken nur für sie selbst. Vor- oder Rücksicht erübrigt sich somit.

Aber doch nicht – der Leser wird unweigerlich hineingezogen. Er vergleicht die Gedanken mit eigenen Erfahrungen, er stimmt zu, er lehnt ab, er ärgert sich, er schüttelt den Kopf über unlogische Verbhrtheiten und Uneinsichtigkeit, und dann wieder ertappt er sich beim Weiterlesen, dass er selber in Vorurteilen gefangen war, seine Kritik daneben traf. Und dann begegnen sich irgendwie zwei Menschen – der Leser und der Denker im Buch – und beide stehen vor dem Rätsel, wie es denn eigentlich um den Menschen und sein Leben beschaffen sei.

Da ist nun der geographische Horizont belanglos; die Menschen sind wohl überall im Grunde ziemlich gleich. Aber der Blick in die Tiefe macht schwindlig; die vielfältigen Themen zunächst aus der gegenwärtigen

Aktualität – und da wird nichts ausgelassen – sind oft bloss Auslöser für weitergesponnene Überlegungen, die zu etwas führen oder auch nicht, und alles kreist letztlich um die Frage, was eigentlich der Sinn, die Aufgabe, die Möglichkeit des Lebens sein könnte.

Man muss aber nicht immer in die Tiefe abtauchen. Kurze und prägnante Formulierungen können auch wohl tun, wenn etwa eine Zeitmode scharf gezeichnet wird, zum Beispiel der heutige Kindergarten:

*Die arme öutere müesse jo schtändig
im chindsgi atrabe für go z lose
dass wider öppis mit dene chline chnöpf
nit stimmi und me se unbedingt
für ne therapii sötti amäude (S.20)*

Und über einen lokalen Münchhausen heisst es:

*Dr miggu hets nie chönne begrife
dass es i dr wirtschaft
plötzlich wieder eine het gä
won em het gseit
miggu verzöu mir nid e settige blödsinn
so öppis isch nit möglich*

*für e miggu ischs aber nie wichtig gsi
dass öppis genau eso isch passiert
wien ärs het verzöut*

*wenn är sini gschichte het verzöut
isch är e dichter gsi und glücklich
wenn men em het gseit
miggu du chasch eifach meh
aus nume brot frässe (S. 26)*

Und wie steht's nun eigentlich mit dem «Troum vo Paris»? Das muss man schon selber nachlesen. Ein kleines Schmunzeln dürfte nicht ausbleiben! ■

«In solchen Versen weiss man sich zu Hause»

Julian Dillier (1922–2001)

Von Barbara Traber

Er war das Gegenteil eines «Heile-Welt-Heimatländers» und hat immer laut und deutlich gesagt und geschrieben, was er dachte, was er für richtig fand: ein durch und durch politischer, kämpferischer, eigensinniger, neugieriger, weitsichtiger und sehr einfühlsamer Mensch! Julian Dilliers Weltoffenheit bis in die Mundart – gerade dort ausgeprägt – beeindruckt heute noch. Grenzen gab es für ihn auch bei Dialekten keine. Geradezu abwegig sei es, die Mundartdichtung nur noch regional zu beurteilen, fand er – und wurde Mitinitiant des Internationalen Dialektinstituts IDI (heute Institut für regionale Sprachen und Kulturen), der interdisziplinären Forschungs- und Dokumentationsstelle für Dialekt, Dialektliteratur und Minderheitensprachen, die er ab 1986 präsidierte. Er wohnte ab 1969, als er Redaktor bei Radio DRS wurde, in Basel, im Dreiländereck, das passte zu ihm. Andererseits habe ich anlässlich einer Generalversammlung des Innerschweizer Schriftstellervereins, dem er von 1979–85 vorstand, miterleben dürfen, wie sehr er seiner Heimat, der Landschaft, den Menschen dort verbunden blieb. Seine hochdeutsche Erzählung «Frau Bartsch» sei die «schönste Liebeserklärung, die je ein Autor an Sarnen gemacht» habe, findet Romano Cuonz.

Julian Dillier, am 26.2.1922 in Sursee geboren, wuchs im Rathaus Sarnen auf, wo die Familie des Obwaldner Landweibels Dillier wohnte, und das muss ihn früh geprägt haben. Jahrzehntlang war er im Staatsdienst tätig (Kanzlist des Verhöramts Obwalden, Kanzleisekretär der Staatskanzlei und stellvertretender Landschreiber, zuletzt Sekretär des kantonalen Erziehungsdepartements). Parallel zu seiner beruflichen Tätigkeit setzte er sich fürs Laientheater ein, als Regisseur und Spielleiter, Autor und Übersetzer (in die Obwaldner Mundart) und sogar als Schauspieler. Bereits in den 40er-Jahren schrieb er Theaterstücke und Hörspiele in Sarnen Dialekt und historische Festspiele, die mit grossem Erfolg aufgeführt wurden. Ab 1968 bis zu seiner Pensionierung war er als Redaktor bei Radio DRS in Basel für das Hörspiel und den Dialekt zuständig, förderte unzählige Mundartschreibende aus dem ganzen deutschsprachigen Raum und gab ihnen eine Plattform. Später gründete und führte er mit seiner Frau, Emma Dillier-von Rotz, die ihn im-



Foto: BUREAUDILLIER Thomas Dillier, Basel

Ich träim i derä Sprach

**Ich muäss mich nid andersch aaleggä,
wen ich so redä.**

**Ich muäss mich nid strählä,
wen ich so redä**

**und ich cha mit bluttä Fiässä
durs heech Gras und under d Lyt,
wen ich so redä.**

**Muäss nid scheen tuä,
wen ich eppis gäärä ha.**

**Es tuäts, wenn ich sägä:
Ich mag dich wohl.**

**Und
Ich traime i dere Sprach.**

*Gute Gedichte bleiben, vor allem jene von Julian Dillier.
Sie sind zeitlos, unverwechselbar, «in Worte gefasste
Herzschläge, Atemzüge, Augenblicke».*

Äs buächigs Blatt

**Ich ha
as Blatt uifgläsä
i der Neechi vonerä Buächä
Und
ha meh drus uisä gläsä
as us mängem Buäch:**

**Vo Gruch inerä Friälignachd
vo Wind im Summertag
vo Farbträim im Herbschd.**

**Und ai
vonerä Raschd
z zwäit
wo Zyt hed brochä
fir ne Ewigkäit.**

Scheen und gsund

**Scheeni Alpä
suibers Wasser –**

**und mäischderhafd
sind ysi Jasser,
ysi Schwinger
und Jodler**

**Ums Verrode
mäin ich drum:
Ysi Schwyz
isch häillos gsund.**

mer unterstützt hat, den Nussbaum Verlag, in dem er Texte und Lyrik von Innerschweizer Autorinnen und Autoren publizierte: Karl Imfeld, Romano Cuonz, Heidy Gasser, Christa Ettlin, Josef Fanger, Anni Wallimann-Küng ...

Die überragende, eigenständige Leistung des vielseitigen Kulturvermittlers ist jedoch die Mundartlyrik. Gute Gedichte bleiben, vor allem jene von Julian Dillier. Sie sind zeitlos, unverwechselbar, «in Worte gefasste Herzschläge, Atemzüge, Augenblicke», bezeichnete er sie selber, berührend, manchmal kritisch-anklagend, manchmal stimmungsvoll oder wehmütig – von einem, der «seine Mundart nicht pflegt, sondern braucht», wie Dieter Fringeli treffend sagte. «Wenn Gedichte nicht in jeder Witterung bestehen und verwittern können, sind sie unbrauchbar», stellte der Dichter fest und erfüllte diesen Anspruch. «Ich will mit meinen Gedichten keinen Unterschlupf bieten. Unterschlupf: gleichbedeutend mit heiler Heimat, satter Geborgenheit und harmloser Gemütlichkeit», schrieb er 1973 im Vorwort zu seinem ersten Lyrikband *Gedankä, wo barfuess chemid*. Und weiter bekannte er: «Die Mundart liegt uns am nächsten; zwischen Mund und Herz liegt nichts, besonders dann nichts, wenn man sie braucht wie ein treues Werkzeug. Mit der Mundart kann man nicht flunkern, nicht propagieren und auch nicht prahlen.» *Sägid was iär wend / Ich ha nes Rächt uf my Sprach / uf my Redensart / uf mys Wort* heisst es in seinem wichtigen Gedicht *Ds Rächt uf d Sprach*.

Bereits 1974 erschienen kritische, träfe, witzige Sprüche und Aphorismen von Julian Dillier unter dem Titel *So z sägä. Es paar Sprych*, ein Genre, das dem Innerschweizer besonders lag. Es folgte *Stimmrächt* (1984); Aphorismen veröffentlichte er auch im «Nebelspalter». *Über d Nasa n uis gsee / isch faschd, was e Wäldräis*.

Beinahe einen Skandal löste er mit seinem Gedicht *Betruf 1976 uf der Alp Glaubenbielen* aus, mit dem er gegen die geplante Lagerung von Atommüll auf einer Alp anscrieb. Man warf ihm sogar vor, die (letzte) Zeile *AVE, AVE NAGRIA!* sei blasphemisch, und es kam im August 1977 zu einer Demonstration von Heimatschützern, von Mitgliedern der Vereinigung Unterwaldner Jodler Klubs auf der Alp Lütholdsmatt!

**«Einer negativen Mundartschwemme kann nur mit Erfolg
begegnet werden, wenn wir Mundart und Hochsprache
als Geschwister nehmen, die beide am gleichen Erbe
unserer gemeinsamen deutschen Sprache partizipieren.»
Julian Dillier**

1977 wurde der Gedichtband *Mändschä sind mängisch Gäärtä* veröffentlicht, ein Höhepunkt seines lyrischen Schaffens, 1988 *Landsgmeinsgred*, und 2001 gab Christian Schmid *Gesammelte Gedichte* von Julian Dillier mit einem umfassenden Nachwort heraus; einige Tagebucheinträge des Dichters geben Einblick in sein Schaffen: «Mir ist, ich gehe um mich herum, wenn ich über eines meiner Gedichte nachdenke, mir ist, ich laufe ihm nach, auf dass es mir sage, was ich geschrieben habe.» (Tagebuch – 20.8.1980)

Die engagierte, überlegene Art Dilliers zeigte sich auch in prägnanten Beiträgen zur «Krise der Mundartliteratur». Unvergesslich ist mir ein Artikel in der «Weltwoche» vom 4.5.1989: *Ein Hoch dem Dichten nach Schnabelwuchs*. Dort steht am Schluss ein Satz, den ich verinnerlicht habe: «Einer negativen Mundartschwemme kann nur mit Erfolg begegnet werden, wenn wir Mundart und Hochsprache als Geschwister nehmen, die beide am gleichen Erbe unserer gemeinsamen deutschen Sprache partizipieren.» Nachhaltig wurde auch die *Mundartbegegnung* im Freilichtmuseum Ballenberg 1991 mit einem reichen, selbst bei diesem CH-91-Jubiläum sprachlich grenzüberschreitenden Programm an Lesungen und Vorträgen, die Julian Dillier koordinierte und teilweise moderierte. Seine Vision von einem Mundart-Literaturhaus im Ballenberg jedoch hat sich nicht erfüllt, und er hätte sich gefreut, zu hören, dass sich heute nun auch das Schweizerische Literaturarchiv für Nachlässe von Mundartautoren geöffnet hat.

Als Julian Dillier 2001 mit 79 Jahren starb, konnte er, eine «wichtige Stimme der Schweizer Mundartkultur», den Inner-schweizer Literatur- und Kulturpreis nicht mehr persönlich entgegennehmen. Der Schmerz über den Verlust dieser Integrationsfigur – für mich Vaterfigur und Vorbild –, eines liebenswürdigen, humorvollen, hilfsbereiten, bescheidenen Menschen mit einer besonderen Fähigkeit zur Freundschaft ist nie abgeklungen. Es hilft nur eines: seine Gedichte zu lesen, und da hat man den Klang von Julian Dilliers Stimme wieder im Ohr, seinen unverwechselbaren Obwaldner Dialekt, in dem er alles ausdrücken konnte – *und mit äim Word wird alles läbig*.

Ds Rächt uf d Sprach

**Sägid was iär wend.
Ich ha nes Rächd uf my Sprach
uf my Redensart
uf mys Word –**

**won i bruich wiä nä Hegel
oder wiä nä Zärtlichkäit
won ich verwennä
wiä nes Mäitli.
Ich ha Sorg zuänerä
wiä zu me ne Bätti
vo der Muätter sälig.**

**Sägid was iär wend.
Ich ha näs Rächd uf my Sprach
uf my Redensart
uf mys Word**

Dieses Gedicht liest Julian Dillier in der CD-Anthologie Wenn ich Schweiz sage ... Schweizer Lyrik im Originalton von 1937 bis heute als Track 17 auf der CD 1. Basel 2010, Christoph Merian Verlag. CHF 39.- ISBN: 978-3-85616-429-4.

Text: Julian Dillier, *Gesammelte Gedichte 1970–1998*. Herausgegeben von Christian Schmid. Luzern 2001, Raeber Verlag, Seite 59.

Ebenfalls im Buchhandel erhältlich: Julian Dillier oder: Worte eines Dichters, die bleiben! Schweizer Literaturzeitschrift *orte* Nr. 82, 1992/93, *orte*-Verlag, Rüteggstr. 48, 9413 Oberegg Al.

Gred und aneri niwi Gedicht in: *Zeitzänder 6* (Lyrik von Julian Dillier, Virgilio Masciadri, Erwin Messmer und Alex Sadkowsky), *orte*-Verlag.

Julian Dillier: Frau Bartsch. Erzählung, Verlag Martin Wallimann, 6055 Alpnach Dorf (Neuaufgabe, 100. Publikation des Verlags) 2010.



Karl Hensler Meinrad Lienert

Die Februarveranstaltung der Gruppe Zürich des Vereins Schweizerdeutsch war Meinrad Lienert gewidmet. Es sprach Karl Hensler, Einsiedeln.

Von Heinz Gallmann

Meinrad Lienert (1865-1933) wuchs im Klosterdorf Einsiedeln auf und besuchte daselbst die Schulen. Nach einem Welschlandaufenthalt und ersten Veröffentlichungen im Feuilleton der NZZ holte ihn der Vater Konrad Xavier Lienert, Landschreiber und Kantonsrat, in seine Amtsstube. Meinrad amtierte darauf als selbständiger Notar in Einsiedeln. 1893 heiratete er die Nachbarstochter Marie Gyr; der Ehe entsprossen drei Kinder.

Im Jahre seiner Heirat wurde Meinrad Lienert für vier Jahre Mitinhaber und Redaktor des Einsiedler Anzeigers, in dem eine Reihe früher Gedichte und Erzählungen erschienen sind. In der Folge zog er nach Zürich, wohnte in Hottingen, aber sein Herz blieb im Klosterdorf, was sich immer wieder in seinem Werk zeigt. Fast ein Vierteljahrhundert lebte er in Zürich, wo er auch das Bürgerrecht erhielt, kurz nachdem ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Zürich verliehen worden war. Nachdem er wieder einige Jahre in Einsiedeln Wohnsitz hatte, lebte er die letzten Jahre in Küsnacht.

Ab 1887 erschienen im Feuilleton der NZZ einige Kurzgeschichten aus der Feder von Meinrad Lienert. Vier davon erschienen 1891 unter dem Titel *Flüehblüemli. Erzehlige us dä Schwyzerbärge*. Das Bändchen fand ein sehr positives Echo, so rühmte Carl Spitteler in seiner Buchbesprechung die «quellfrische Sprache», aber Spitteler, zu dem sich eine freundschaftliche Beziehung ergab, riet ihm von weiterer Dialektprosa ab.

Stellvertretend für seine weitere Prosa hier eine Kostprobe aus seinem Roman *Der doppelte Matthias* (1929):

Die kleine Sulamith liess sich auch gar nicht übel an, also dass der Stump mit Stolz und grossen Erwartungen auf sie sah. Aber als sie heranwuchs, zeigte es sich recht bald, dass sie für eine Blume zu Saron nicht das Zeug hatte. Sie ward von einer eigentümlichen Rundlichkeit, also dass sie alle Ecken, die sonst neben den Häusern und anderem, auch die Menschen wohl sichtbar zu zeigen pflegen, innerhalb zu haben schien. Nach und nach kam sie der rohgescnitzten Bauernmuttergottes im Heiligenstöcklein zu Hagelrain zu gleichen, und auf einmal aber, als sie volljährig und ausgewachsen war, zeigte

Lanzig

**Glyeinist wird's Lanzig.
Es ist mer scho tanzig
Im Härz und im Bei.
Und 's Schnäggli und 's Gspüsli,
Chunt alls us em Hüslü,
D' Zugvögel chönd hei.**

**D' Waldfinkli und d' Spätzli,
Am Bach d' Widechätzli,
Ist alls wider hie.
D' Lüt juzed bim Wärche.
Au styged hür d' Lärche
Sä höich uf wie nie.**

Lanzig: Lenz, Frühling

Gspüsli: Schätzchen

Zweierlei Musig

**Nüd as Chrüz und Lyde!
Wie lang goht's, wie lang goht's?
's Läbe lang, 's Läbe lang!
Brummt dr Baß und där verstoht's.**

**Was sait 's Schwäbelpfyfli?
Gump und tanz, gump und tanz!
Gugg ist Glas, gugg is Glas!
Isch verhyt, wird 's niemeh ganz.**

's Schwäbelpfyfli: Schwegelpfeifelein (Querpfeife)

Die eingehende Beschäftigung mit einem Heimatdichter, der vor einem Jahrhundert eine heute kaum vorstellbare Breitenwirkung hatte, scheint uns richtig und notwendig zu sein, besteht doch der Trend, Heimatdichtung zu verniedlichen und zu popularisieren.

es sich, dass sie gar massig und oben und unten gleich dick aussah. So geschah es, dass die Leute, denen der Taufname Sulamith nicht mundgerecht werden wollte, sie einfach Salami nannten, was ihr übrigens nicht schlecht anstand, denn sie war nicht nur gleichmässig rund, sie war auch durch und durch gesalzen und wenn sie wollte, rässen Mundes.

Geschichtliches Interesse führte zu einer Reihe von Werken, die grosse Verbreitung fanden. Am bekanntesten und verbreitetsten sind wohl die 1914 erschienenen *Schweizer Sagen und Heldengeschichten*, aber auch die *Zürcher Sagen* (1919), beide Bände mit dem Untertitel «Der Jugend erzählt».

Einen besonderen Stellenwert hat zu seiner Zeit und bis heute Meinrad Lienerts Lyrik in seiner angestammten Mundart, wobei er fein unterscheidet zwischen seinem Einsiedler Dialekt und den Gedichten in Ibergerisch. Der immense Bilderreichtum schöpft aus seiner Heimat – zu Recht wird Lienert als Waldstadtdichter bezeichnet –, aus seiner Jugendzeit, der heimatverbundenen Vergangenheit und immer wieder aus der schönen Beziehung zu seiner geliebten Marie. Sowohl ihr als auch unserer Muttersprache gilt seine Sorge. Die nebenstehenden Beispiele sind dem folgenden Band

entnommen: Meinrad Lienert: *'s Schwäbelpfyfli*. Herausgegeben von Walter Haas und Bernadette Kathriner. 4 Bände. Schwyz (Edition 91) 1992. Es ist das erste Werk der Gesammelten Schriften Meinrad Lienerts, veranstaltet von der 1969 in Einsiedeln gegründeten Meinrad Lienert-Stiftung.

Karl Hensler, der Referent des eindrücklichen Abends in Einsiedler Mundart, wohnt im Klosterdorf Einsiedeln und befasst sich seit Jahren mit Meinrad Lienert. Das fand seinen Niederschlag sowohl in eigener Lyrik als auch in der Schrift *Üsere Dichter Meinrad Lienert*. Einsiedeln (Waldfink-Verlag) 2010.

Die eingehende Beschäftigung mit einem Heimatdichter, der vor einem Jahrhundert eine heute kaum vorstellbare Breitenwirkung hatte, scheint uns richtig und notwendig zu sein, besteht doch der Trend, Heimatdichtung zu verniedlichen und zu popularisieren. Schon die Lektüre der hier gegebenen Beispiele zeigt, dass man Meinrad Lienert damit nicht gerecht werden kann. 2015 stehen Feiern zum 150. Geburtstag des Waldstadtdichters an, und es ist zu hoffen, dass es gelinge, den bedeutenden Mundart- und Heimatdichter würdevoll zu feiern.

D'Muettersproch

Vergoh mueß üsri Muettersproch!

Mer fünd si a verlüre.

Si chunt wie 's Ähnsmuetters

Tracht,

Zletzt hinder d'Chastetüre.

Glych, d'Sproch, die hemmer lenger

trait,

Und 's wurd au mit re meh abgleit.

Si hät halt nüd blöiß ussevür,

Äs wien ä alte Tschoppe.

Si hät auch nüd blöiß ob dr Tür,

Wie 's Ähnis Heldewoppe.

Wurd einist üsri Sproch usto,

Müeßt us em Härz mängs Würzli no.

**Mängs Würzli wo drus 's Schwyzer-
gmüet**

Ist cho wie 's Bluest dur d Alpe.

Die sältsne Blueme zehrt me us,

Strählt d'Weide allethalbe.

Fyfälterli, beit nu ä Rung,

Gohst zletzt fürsust no ihrem Hung.

Idiotikon Band XVI vollendet!

Ein Blick auf die abschliessenden Hefte 220 und 221

Von Alfred Egli

Wuescht • wüescht

Wenige Monate nach der Feier des 150-Jahr-Jubiläums im Juni 2012 ist nun noch im gleichen Jahr der sechzehnte Band des Idiotikon-Monumentalwerks vollendet. Wir gratulieren herzlich! Der 15. Band war noch im alten Jahrhundert, 1999, erschienen; die intensive Arbeit an diesem neusten Aushängeschild schweizerdeutscher Forschungstätigkeit hat somit dreizehn Jahre in Anspruch genommen. Es waren fruchtbare Jahre, die diesen vorletzten Band hervorgebracht haben, das heisst: Es waren Männer und Frauen am Werk, die keine Mühe gescheut haben, den kaum zu überblickenden Reichtum unseres Deutschschweizer Sprachschatzes für jeden, der es wissen will, zugänglich zu machen, zu ordnen, zu erklären und ins wissenschaftliche Licht zu rücken. In den jüngsten Bänden XV und XVI sind nun sämtliche mit W- beginnenden schweizerdeutschen Stichwörter – einschliesslich der Wortanfänge mit X- – erfasst. Der anschliessende, bereits in Angriff genommene 17. und letzte Band ist ausschliesslich dem Buchstaben Z- vorbehalten.

Wuescht

Dem schweizerdeutschen (männlichen) Substantiv *Wuescht* wohnt ein gewaltiges negatives Sinnpotenzial inne. Beinahe alles, was für uns abtossend, hässlich oder unnützlich ist, lässt sich unter diesem Stichwort subsumieren. Die Palette des Üblen ist wahrlich weit gefächert: Es kann sich um Abfälle, Schutt, Sand, Geschiebe, Staub, Unkraut, körperliche Ausscheidungen oder wertlose Dinge handeln. Die Vorstellung des Schmutzigen, Hässlichen und Unerwünschten überträgt sich auch auf die ethische Ebene, so dass das negativ besetzte *Wuescht* zur Umschreibung von Unreinheit und Verdorbenheit gerät und sich schliesslich zum Schimpfwort für Männer, Frauen und Tiere mausert: *Ein wuost und unflat, das ist, unflätig mensch* (Johannes Fries, 16. Jhd.); *Eyn gross schwyn und grober, unflatiger wuest* (1582); *Sy seigi schon lang ein hässige Wuest gsi* (Zürich 1680). In einer weiteren semantischen Entwicklungsphase nimmt *Wuescht* die Funktion eines Adjektivs im Sinne von «verwünscht» an: *Hette mer au die wueschts Chelechüechli diheime gloo!* (Jakob Senn 1864).

wüescht

Das Eigenschaftswort *wüescht* ist zweifelsohne zum helvetischen Grundwortschatz zu zählen. In der Ausgangsbedeutung «hässlich» ist *wüescht* seit Jahrhunderten in unserer alltäglichen Sprache gegenwärtig: Der Volksglaube etwa will, dass eine Schwangere *nüüt Wüeschts und Chranks söl aaluege*; und das Appenzeller Sprichwort weiss: *Os schöne Chende gäb s wüeschti Lüüt ond os wüeschte Chende schöö Lüüt*. Sehr häufig gebraucht ist das Allerweltswort auch im Zusammenhang mit dem Wetter: *Wüescht Wätter*. Als *wüescht*, d. h. unanständig und grob, kann auch die Sprechweise eines Menschen gelten: *wüescht flueche, wüescht rede, es wüeschts Säge*. Unser Wort kann sich auch auf entlegene Orte oder brachliegendes Kulturland beziehen: *Die sälbige kilch lyt auch wüest, die Moren hand ir vych darin*. Breiten Raum beansprucht *wüescht* auf der Ebene der Schilderung von Charakteren und Verhaltensweisen: *S isch so wüescht von em!* (Basel Stadt). *Das muess doch e wüeschte Giithung sii vo Maa* (Gotthelf). *Es ist nüt (nichts) wüesters als das zuvil fressen und überflüssig suffen* (Heinrich Bullinger 1553). Von der Charakterisierung zur – teilweise auch scherzhaft gemeinten –

Wueschte • Wetli und Woodtli

Beschimpfung ist es ein kurzer Weg: *Du wüeschte Pfüdi! Du wüeschts Pflaschter! Du wüeschte Uflood!* Auch Krankheiten und Verletzungen liegen im Wirkungsbereich von *wüesch*: *Es hät ne wüesch* ggää «Er wurde schlimm verletzt»; *Es het si lang wüesch* gha «Sie war längere Zeit schwer krank». *Wüesch* tue bedeutet zum einen «sich austoben», zum andern «laut schimpfen, aufbrausen»; im Sprichwort: *Wüesch* drab tue chunt au derzue «Was man früher tadelte, kann einem selbst zustossen». Schliesslich entbehrt das Wort, in verstärkendem Sinn gebraucht, nicht selten einer trocken-humoristischen Note, etwa wenn man von Menschen sagt: *Gstorbe sind s nanig, si sind na wüesch* läbig.

Das Adjektiv *wüesch* hat sich in der deutschen Schweiz, am meisten in den Kantonen Luzern und Zürich, auch als Familienname (*Wüst*, *Wüest*) etabliert.

Bei *wüesch*, das vom althochdeutschen *wuosti* abstammt und mit dem lateinischen *vāstus* «öde, roh» urverwandt ist, haben wir es übrigens mit einer weitverzweigten Wortfamilie zu tun, deren Umfang wir hier lediglich andeuten können: *wüesch* heisst «beschädigen, verheeren, verletzen, übernutzen»; die *Wüeschi* ist nicht nur (wie neuhochdeutsch) eine Wüste, sondern auch Umschreibung für «Hässlichkeit, Unzugänglichkeit, Versessenheit»; der in historischen Dokumenten häufig auftretende Begriff *Wüstung* schliesslich meint «Beschädigung, Verletzung, Schaden», speziell bezüglich des Waldes und des Viehs.

Wueschte

Dieses Wort ist nichts anderes als eine im Aussterben begriffene alte Nebenform von *Hueschte*. Von meinem Künachter Grossvater weiss ich, dass alte Leute um die vorletzte Jahrhundertwende noch von *Wueschte* (*Er hät de Wueschte*) sprachen. Diese altertümliche Lautung ist auch für das Nachbardorf Zollikon für das ausgehende 17. Jahrhundert schriftlich bezeugt: *J. Kienasten Kind starb am Wuesten noch nicht jählig*. Das Nebeneinander von *Hueschte* und *Wueschte* lässt sich leicht erklären. Das Idiotikon (Band II) bezeichnet die beiden Formen anschaulich als «Trümmer der ursprünglichen Konsonantenverbindung hw-», wie sie etwa noch in der altenglischen Lautung *hwôsta* begegnet, die ihrerseits das urgermanische *hwôstan* «Husten» fortsetzt. Zu *Wueschte* als Hauptwort gesellt sich das entsprechende Verb *wueschte* «husten», dem allerdings, als Ableitung vom oben erwähnten *Wuescht*, auch die Bedeutung «Unkraut jäten» innewohnt. Es ist nicht auszuschliessen, dass die lautliche Nähe von *Wueschte* «Husten» zur oben erwähnten Wortgruppe *wüesch*, *Wuescht* dieser alten Nebenform das Wasser abgegraben hat.

Wetli und Woodtli

Ganz besonders bei der Lektüre des Idiotikons lohnt es sich immer wieder, auch dem Kleingedruckten seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken. Im vorliegenden Heft 220, bei der Besprechung der Stichwörter mit der Lautfolge W-A-T, findet sich zum Beispiel ein zwar unauffälliger, doch aufschlussreicher Hinweis auf die Deutschschweizer Familiennamen *Wetli* und *Woodtli* – zwei Namen, über deren Herkunft und Bedeutung sich bisher wohl die wenigsten von uns den Kopf zerbrochen haben.

Waadt • Wetti • Wätter

Ausgangspunkt der beiden Namen ist das Substantiv *Waat* ‹Stoff, kostbares Tuch›. Es ist heute in den schweizerdeutschen Mundarten nur mehr bruchstückhaft anzutreffen, war indes in mittelhochdeutscher Zeit weit verbreitet. Der Zürcher Dichter Johannes Hadlaub sang etwa: *Schön ougenweide bringt uns der meie* (Frühling), *er spreit uf diu lant sin wât* (‹Er spreitet über die Lande sein Kleid›). Eine wohlbekannte Zusammensetzung mit ursprünglich *Waat* als Grundwort ist die Leinwand, die jahrhundertlang in der Form *lin-wât* ‹Leinenstoff, Leinengewebe› existierte und ihre Gestalt erst dann an ‹Wand, Gewand› anlehnte, nachdem das Worthelement *Wât* unverständlich geworden war. In unseren Mundarten lebt die alte *Liinwaat* in Formen wie *Liibet*, *Liiwoot*, *Liiwet* weiter. Der Wandel von *Liin-Waat* zu *Liin-Wand* ist ein klassisches Beispiel für das latente Bedürfnis einer Sprachgemeinschaft, undurchschaubar gewordene Wörter oder Wortzusammensetzungen – und sei es an sich noch so ‹falsch› – notgedrungen an vertraute Begriffe anzulehnen.

Ganz im Gegensatz zum praktisch untergegangenen *Waat* hat sich das zugehörige Eigenschaftswort *waatli(ch)* mit seiner überaus positiven Aussage im Schweizerdeutschen sehr gut erhalten. Es bedeutet ‹artig, umgänglich, tüchtig, stattlich› und wird in Bezug auf Menschen sowie auf deren Verhalten, aber auch im Hinblick auf Kleider oder aufs Wetter gebraucht: *Er isch doch e waatlische* (ansehnlicher) *Maa*. Ähnlich wie bei *wüesch*, aber mit gegenteiligen semantischen Vorzeichen, hat das rühmende Adjektiv *waatli* zur Bildung der zwei erwähnten Familiennamen beigetragen, nämlich *Woodtli* im Aargau (mit regional üblicher ‹Verdumpfung› von aa zu oo) und *Wetli* (gesprochen *Wèèthli*) vorab im Kanton Zürich.

Waadt

Wer den französischen Namen des Kantons Waadt, *Vaud*, Laut für Laut unvoreingenommen ausspricht (W-a-u-d), kommt dessen Bedeutung mühelos auf die Spur. Es dürfte sich um nichts anderes als um eine sehr frühe romanische Entlehnung des voralthochdeutschen Wortes *Wald* handeln. Nicht allein unter sprachhistorischem, sondern auch im vegetationsgeschichtlichen Blickwinkel scheint es einleuchtend, dass unser heutiges Waadtland einst zu weiten Teilen von Wald bedeckt war, der für die wachsenden Ansprüche der Zivilisation erst mühsam gerodet werden musste.

Wätter

Es gibt wohl kaum ein Heft unseres Wörterbuchs, in dem nicht irgendeinem bestimmten Begriff eine faszinierende Dominanz zukommt, die sich sowohl auf die lexikalische Differenziertheit wie auch auf die räumliche Ausdehnung (Spaltenzahl!) der Darstellung auswirkt. Ein solcher Begriff ist ohne Zweifel das Wetter. So liegt es auf der Hand, dass dem Wetter in seiner Bedeutung als universaler Gesprächsgegenstand im Alltag wie auch in seinen weitverzweigten Bedeutungsnuancen im Heft 220 ein breiter Raum zugewiesen wird. Wie sehr das Wetter allenthalben Gegenstand des Nachdenkens ist, erhellt etwa aus Feststellungen wie *Ds Wätter mues me nèè wie s ischt u d Lüüt wie si sind* (Graubünden); *Das isch Wätter, mi jagti ke Hund veruse; Me sött*

Wätter • Wiiti

chöne aabönde (Man sollte das schöne Wetter«anbinden» können, Appenzell). Aus dem Philosophieren über das Wetter und seine Unerforschlichkeit erwächst das Bedürfnis, aus gemachten Erfahrungen Wetterregeln herauszudestillieren: *Wänn de Guggich* (Kuckuck) *i s Dorfie chunnd, se git s ander Wätter* (Aargau); *D Hüener göö gern ii, s git schön Wätter* (Solothurn). Im Begriff *Wätter* steckt indes auch der Aspekt des Furcht einflössenden Unwetters, des Platzregens, Hagel- und Blitzschlags: *Es Wätter hed mer s Huus verbrönnit* (Luzern). Aus der Angst vor als dämonisch empfundenen Ungewittern haben sich gewisse Praktiken des Abwehrzaubers entwickelt, etwa das Läuten der Kirchenglocken (*über s Wätter lüüte*): *Der Sigrischt isch i d Chile gluffe und het due iber s Wätter gliitet* (Uri).

Das schweizerdeutsche *Wätter* birgt noch viele weitere Sinn-Nuancen. *Wätter* zielt auch, gänzlich losgelöst vom Meteorologischen, auf die Situation, die Umstände, die Stimmung: *Am andere Tag hed schi due ds Wätter gcheert* «schlag die Stimmung um»; *S ischd hüt nid guet Wätter um en ume* (Aargau) «Er ist nicht gut gelaunt». Angesichts des häufig negativ besetzten Sinngehalts des Wortes kann es keineswegs verwundern, dass sich *Wätter* landauf, landab zum – wenn auch unanständigen – Fluch-, Kraft- und Scheltwort entwickelt: *Du bischt en heikle Wätter!* «ein schlimmer Kerl» (Zürich); *Du chätzers Wätter! Du Wätters Chätzer!* (Thurgau). Weit verbreitet ist der Ausruf *Botz Wätter als* Ausdruck der Überraschung oder auch des Unwillens, entstellt aus (verpöntem, da als blasphemisch geltendem) *Gotts Wätter*.

Der hier zur Verfügung stehende Raum verbietet es, den fast unzähligen Zusammensetzungen von *Wätter* mit weiteren Substantiven nachzuspüren. Verbindungen wie *Uwätter*, *Ur-*, *Veech-*, *Fluder-*, *Gusel-*, *Heide-*, *Hudel-*, *Hagel-*, *Hunds-*, *Hurrli-*, *Chosel-*, *Muuder-*, *Biisiwätter* und weitere Dutzende von ähnlichen Begriffen legen immerhin Zeugnis ab von der Präsenz einer beeindruckenden Vielfalt von Bezeichnungen, in denen der Deutschschweizer seinem Missvergnügen über das Wetter Ausdruck zu geben weiss.

Wetti

Unser Wörterbuch erklärt den Ausdruck sehr treffend als «fingierten Namen für jemanden, dessen Rede sich im Hypothetischen ergeht; Möchtegern». Der launige Spitzname steht meist nicht allein, sondern in Gesellschaft einer zweiten hypothetischen (Konjunktiv-)Form: *Der Hetti und der Wetti sii Brüeder gsii*; *Der Hetti un der Wetti sinn Armehüüsler*; ... *sind hungerig Lüüt*; ...*händ nie e guldi Chetti* (Horgen ZH).

Wiiti

Vom umfangreichen, Stichwörter wie *wiit*, *wiiter(s)*, *wiitere* (Verb), *wiitele* und *Wiiti* umfassenden mundartlichen Sinnkomplex entscheiden wir uns zur Betrachtung des zuletzt erwähnten Substantivs. Die *Wiiti* «Weite» bezeichnet zunächst das Mass, die räumliche Ausdehnung von Grundstücken, sodann den wünschenswerten Spielraum, etwa in den historischen Wendungen *wyte geben* «weichen, das Feld räumen», *die wyte lân: Gang abhin und lass mir die wyte* «Mach mir Platz» (Zürcher Ratsbuch 1440), ebenso in lebendiger Mundart: *Häsch nid Wiiti?* «Hast du keinen Platz?» Die *Wiiti* umschreibt ferner die freie Landschaft, das freie

Schweizerisches Wörterbuch Idiotikon der schweizerdeutschen Sprache

Wiiti • Witt

Feld: *Uf der Wiiti werche* ‹Feldarbeit verrichten› (Prättigau), in diesem Sinn bereits in Zwinglis Übersetzung des 18. Psalms (1525): *Und er fuort mich uss in die wyte, er reyss mich häruss, denn er hat lust zuo mir*. Die *Wiiti* kann sich auch auf einen freien Platz im Wald, eine Lichtung beziehen: *Im Wald ischt e Wiiti, und därt isch me Bäre bigegnet*. Schliesslich weisen zahlreiche Belege auf die naheliegende Bedeutung ‹Ferne, Fremde› hin: *Uf d Wiiti guu* ‹auf Reisen gehen›. In Reiden (Luzern) kennt man die doppelsinnige Redensart *Alt Lüüt gseend am beschte i d Wiiti* ‹sind weitsichtig / haben weiten Blick›. – Vom Adjektiv *wiit*, vielleicht aber auch von der *Wiiti* abgeleitet ist das aus Basel-Stadt stammende *wiitele*, dessen Bedeutung ‹nur aus der Entfernung schön aussehen› sich dem Nichtbasler nicht auf Anhieb erschliesst. Eine ältere Dame erwidert das Kompliment, sie sehe immer noch jung aus, mit den Worten: *He waisch, i wiitele*.

Wittist

Nicht ohne gelindes Staunen entdeckt der Germanist bei der Lektüre des letzten Hefts von Band XVI (Lieferung 221), dass in unseren Mundarten zuweilen längst totgeglaubte, dem Zürcher Dichter Hadlaub allerdings noch geläufige und für das mittelalterliche Deutsch noch reichlich bezeugte Wörter ein recht unauffälliges Dasein fristen. Dies ist in exemplarischer Weise der Fall beim Substantiv *Witt*, einem Wort, welches das althochdeutsche *witu* ‹Holz› fortsetzt. Der seit Jahrhunderten fortschreitende Verdrängungsprozess hat dafür gesorgt, dass unser archaisches *Witt* heute fast nur noch bei den Südwälsern jenseits des Monte Rosa in der Bedeutung ‹Brennholz, Leseholz im Wald› überlebt. Einzig in der ernerischen und berneroberländischen Benennung *Wittere* ‹Brennholzschoß› hat das altehrwürdige *witu* einen prekären Unterschlupf gefunden. Nebenbei: Ein ungleich gnädigeres Schicksal hat ein und das selbe Wort im Englischen erfahren, wo aus dem altenglischen *widu*, *wudu* das heutige *wood* ‹Wald› hervorgegangen ist.

Watz

Unter dem Substantiv *Watz* versteht man die Schärfe, das ‹Gewetzsein› von Werkzeugen wie Sense, Sichel, Axt: *D Stei nämed de Watz* ‹Steine in der Wiese nehmen der Sense beim Mähen die Schärfe›. Gut bezeugt ist das Wort aber vor allem in übertragener Bedeutung im Sinne von ‹Mut, Unternehmungslust›: *De Watz überchoo* ‹Lust und Mut bekommen›; das Gegenteil dazu ist *de Watz laa* ‹nachlassen, aufgeben, die Lust verlieren›.

Neben dem Substantiv *Watz* gibt es das weit verbreitete, sich grosser Vitalität erfreuende Adjektiv *watz*, das in Grimms berühmtem Wörterbuch als alemannisches Wort charakterisiert wird und dessen Bedeutungen im Idiotikon mit ‹begierig, erpicht, gespannt, lüstern› umschrieben sind: *Er ischt verdammt watz ufene guets Tröpfli* (Zürich). In der satirischen Schilderung der um einen Besuch des heiligen Geistes inbrünstig betenden Neugläubigen im *Hundsrugge* irgendwo im Zürcher Oberland erzählt Jakob Senn ironisch-trocken: *Aber dè Guet ischt nüd se (so) watz gsii, hät lang too, wie wän er nüüt ghööre woor oder vo de Hundsrüglere nüüt wett wüsse*.

züritüütschi wortfamilie wörter de schtämm naa iiggräit vom Viktor Schobinger

Von Ruedi Schwarzenbach

Im Jahr 2001 eröffnete Viktor Schobinger seine *räie züritüütsch* mit der *Zürichdeutschen Kurzgrammatik* und dem erfrischend unkomplizierten Wörterbüchlein für Zweifelsfälle *säit me soo oder andersch? dialäkt zum naaschlaa wien im wörterbuech*. Es folgten *züritüütsch läsen und schriibe* (2004) und *Zürichdeutsch kurz und bündig* (2006). Dann erschien 2010 das zweibändige Wörterbuch *züritüütsche grundwortschatz, ABC und theeme* mit über 600 Seiten, schon ein Jahr darauf das dreibändige Wörterbuch *züritüütschi wortfamilie* mit ungefähr 50'000 Wörtern auf 1'900 Seiten – in 50 Exemplaren. Von einer «Zusammenstellung» spricht der Verfasser, und bezeichnet sich selber schlicht nur als «Kompilator». Auch an «*daatebänker*» hätte man denken können, aber beides sind Untertreibungen. Gewiss wäre das Pensum ohne Datenbank auf dem Computer nicht zu bewältigen gewesen, aber sie zu füllen setzt einen derartigen Grad von Vertrautheit mit der Sprache und ihren Strukturen voraus, wie sie nur einem Meister und Liebhaber seines Fachs gegeben ist, der zudem locker und mit Lust an Sache und Formulierung an sein Pensum geht – die Zeit dafür («40 Wochen») hat er sich über die Jahre hinaus zugemessen und eingeteilt.

Zum Vorgehen: *d wörter sind zoge us minere wörtersamlig, won i 1980 aagfange ha. Ich han uf ander dialäktwörterbuecher zrugggriffe und uf sèttig us de naachberschaft*. Aufgenommen werden die gängigen Wörter, *au sèttig, wo als schlächts züritüütsch gälte*. *S kriteerium isch blos äis: säit men es woort oder säit me s nööd*. Aufgereiht werden sie unter ihrem Wortstamm.

Am Beispiel der Zusammensetzung *daatebank*: *<daate>* ist Bestimmungswort. Es bestimmt das Grundwort *<bank>* näher, wäre also in der langen Liste der Wortfamilie mit dem Stamm **bank** einzureihen wie die Beispiele

läid	bank	<i>m. chilebank für truurlüüt</i>
Nazionaal	bank	<i>f. bank wo für d schtabilitèet lueget</i>
privaat	bank	<i>f. bank wo gsellschaftfer ghöört</i>
rau	bank	<i>f. langer hobel</i>
werch	bank	<i>m. arbetstisch mit schruubschtock</i>

AUS DEM VORWORT UND DER EINLEITUNG [frei übersetzt]

Auf 1'900 Seiten sind über (geschätzte) 50'000 zürichdeutsche Wörter ihren (geschätzten) mehr als 6'000 Grundwörtern zugeordnet. Trotz der hohen Zahl ist die Zusammenstellung als eine erste Erfassung gedacht.

Die Zusammenstellung dürfte eine der ersten dieser Art für einen Dialekt sein. Sie zeigt den überraschenden Reichtum unseres Wortschatzes, freilich auch die vielen Beimischungen aus dem Schriftdeutschen wie auch aus dem Französischen, dem Lateinischen und dem Englischen.

In den drei Bänden enthalten sind die Wörter unserer normalen Umgangssprache, auch die unbekannteren, längst ausser Gebrauch gekommenen «Heimatschutzwörter», aber auch heute übliche schriftdeutsche und englische Ausdrücke. «Wüste» Wörter wurden nicht ausgeschlossen.

Die Auflistung zeigt die Wortbildung. Das heisst, Vor- und Nachsilben sind abgetrennt. Das macht den Aufbau unseres Wortschatzes durchsichtig, unter **sicht** findet man beispielsweise

sicht	e	<i>tr. dureluege</i>
ab	sicht	<i>f. s voorhaa</i>
durch	sicht	<i>ig. adj. transparänt</i>

Die typographische Darstellung ist eingerichtet für Einträge mit einem einzigen Wort (z. B. **redwi**) wie auch für solche mit vielen Wörtern (z. B. deren 80 unter **bild**).

Aagfange han i s Wortfamilie-Wörterbuech im april 2006; fertigwoorde demit bin i im auguscht 2011, im ganzen en uufwand vo 40 wuche. Lenger als e paar tääg isch die (fliiss)arbet nöd zum uushalte gsii; mängmaal bin i fascht vertschlaffen am kompjuter. (Aus dem Vorwort)

Der Stamm *watz* im Idiotikon

(vgl. auch Seite 22 dieses Hefts)

Watz I

1. Schärfe, Gewetztheit, von Sense, Sichel
2. Mut, Unternehmungslust

watz

- a) begierig, erpicht auf, gespannt, auch lüstern, heftig verlangend
- b) lebendig, munter, gut aufgelegt

watzen

reizen, provozieren

Watz II

1. Stoss, Schlag
2. Kunstgriff, Kniff

watze II

laufen, sich eilig wohin bewegen

ab-watze

aufbrechen, sich davon machen

Dass die «*daatebank*» in dieser Liste fehlt, ist weniger ein Mangel, sondern eine Bestätigung dafür, dass Vollständigkeit weder zu erreichen war noch erreicht werden sollte. *S buech isch en eerschte versuech*. Und man lächelt bei der Feststellung, dass das Wort dann doch noch auftaucht – nicht in der Stamm-Liste, sondern in einer Bedeutungsangabe, nämlich jener zum Wort «*datei*» f. *daatebank*.

In diesen Bedeutungsangaben erhalten die *züritüütsche Wortfamilie* eine gewinnende persönliche Note. Der Verfasser hat zuerst erwogen, ob er sich mit einer nach Stämmen gegliederten Wörterliste begnügen solle – ohne Worterklärungen. *Aber mit sonere liischte, hät s mi tunkt, chönti niemert nüüt gschüds aafange*. So hat der Leser sein Vergnügen, die Definitionen – die sich normalerweise auf eine Hauptbedeutung beschränken – nicht nur in ihrer inhaltlichen, sondern auch in ihrer mundartlichen Träufheit zu goutieren.

Das Vorwort schliesst mit dem Dank an all die Vorgänger – weil niemand ein Wörterbuch allein machen könne. *Au wän er eläi schaffet, so hanget er doch ab vo dène, wo vor im gschaffet händ*. Sie sind im Literaturverzeichnis aufgeführt. Neben den eigentlichen Wörterbüchern sind es mehrfach Anhänge mit Worterklärungen zu Mundartprosa wie den *Idyllen* von August Corrodi, dem *Flarzbueb* von Ruedi Chägi oder den *Cheleländer Stückli* von Jakob Senn. Ein wichtiges Referenzwerke ist (vor allem für die Systematik) das Wortfamilienbuch der deutschen Gegenwartssprache von Gerhard Augst und seinen Mitarbeitern.

Auf die besondere Bedeutung des Idiotikons, des Wörterbuchs der schweizerdeutschen Sprache, für seine Unterfangen weist Schobinger selber hin: *Mit öisem Idiotikon hämer ja en äigetlichs wortfamilie-wörterbuech über all tüütschschwüizer dialäkt*. Am Beispiel *watz*, das Schobinger als einziges Wort (mit dem Vermerk veraltet und der Bedeutung *adv. versässe*) aufnimmt, lässt sich zeigen, wie das Idiotikon alle stammverwandten Wörter in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer semantischen Entfaltung belegt und beleuchtet.

züritüütschi wortfamilie zämegscheltet vom Viktor Schobinger
3 Bände. Zürich 2011, Schobinger Verlag.
Zusammen CHF 99.–
ISBN 978-3-908105-70-1

Linard Bardill

DER KLEINE BUDDHA

Geschichten, Lieder und Gedichte

mit der CD

DER KLI BUDDHA

Lieder, Gschichte und viel meh

Von Julia Bachmann-Schwarzenbach

Ein blonder Junge in blauer Latzhose und grünem Pullover zottelt auf einem Feldweg, den Blick auf den Boden gerichtet. Er wirkt zufrieden und eins mit sich und mit der Umgebung, auch wenn wir ihn nur von hinten sehen. Im Hintergrund ein Feld, ein Wald, Berge und Wolken. Die Sonne scheint auf den Nacken des Jungen und lässt sein Haar leuchten.

Das Cover von Linard Bardills neuem Buch, erschienen Ende 2012, lädt uns ein auf den Weg, den er mit seinem neunjährigen Sohn Liun geht. Dass Liun ein Downsyndrom hat, hat Linard Bardill erst nach der Geburt von der Hebamme erfahren. Dass diese «Behinderung» aber mehr mit unserem eigenen Denken als mit dem Wesen des Kindes zu tun hat, durfte er in den folgenden Jahren tagtäglich erleben.

«Kleiner Buddha» nennt er seinen Sohn, denn «in seiner Gegenwartigkeit hat er für mich etwas Erleuchtetes. Ich erfahre, wenn ich mit ihm zusammen bin, dass die Welt eins ist. Darum nenne ich ihn meinen kleinen Buddha.» (S. 13). Beim Lesen des Buches wird der Name immer verständlicher: Der kleine Buddha lebt vollkommen im Jetzt, er hinterfragt nichts und niemanden, er fragt nicht nach dem Warum, er fragt nicht, ob man das darf. Er folgt einfach seinem Herzen, seiner Phantasie und findet die Welt gut so, wie sie ist. Sein Sohn sei der «Sargnagel seines Weltverbesserergehirns» (S.45), schreibt Linard Bardill. Er, der mit seinen Liedern, Kolumnen und Büchern immer wieder zeigt, wie die Welt doch auch ausschauen könnte. Doch wer die Welt einfach lieb hat und sie gut findet, so wie sie ist, kann mit den Weltverbesserungsgedanken seines Vaters wenig anfangen.



**Papa was soll man tun
Wenn man keine Zeit hat
Den Vögeln zuzuhören
Und den Käfern zuzusehen,
Den Bienen
Und den Würmern.
Die haben immer Zeit
Papa hier draussen
Steht ein Baum
Der scheint auch sehr viel Zeit zu
haben
Wollen wir nicht
Zu ihm gehen und ihn fragen
Wie er es macht**

**Mach das Kind
Ich muss nur noch schnell ...**

TOURNEE Linard Bardill & Bruno Brandenberger
am Kontrabass

Samstag, 01.06.2013 - 20.00 Uhr
Winterthur, Alte Kaserne,

Samstag, 15.06.2013 - 20.00 Uhr
9410 Heiden, Kursaal Heiden

Sonntag, 03.11.2013 - 10.30 Uhr
4654 Lostorf, Ref. Kirche Lostorf

Freitag, 08.11.2013 - 20.00 Uhr
Hombrechtikon, Gemeindsaal, Bahnweg



Bardills Sprache ist bildhaft, verspielt und wunderbar alltäglich vertraut. Sie ist authentisch, wirkt im Moment und ist doch zauberhaft gesetzt. Dies passt zu seinem im Jetzt lebenden Sohn, für den nur der Moment zählt und wichtig ist.

Der kleine Buddha sei in vielen Belangen sein Lehrer, sein Meister. Wer so im Moment lebt, wer einfach glücklich ist mit dem, was ist, der ist doch eine Art erleuchtet.

Linard Bardill ist Theologe und Vater von fünf Kindern und lebt als «Liederer» in Scharans, Graubünden. Er schreibt und vertont Mundartlieder für Kinder und für Erwachsene und wurde bereits mehrfach ausgezeichnet, zum Beispiel mit dem Schweizer Märchenoskar. Daneben schreibt er seit 2007 wöchentlich eine Kolumne in der Coop-Zeitung. Eine über das, was er aus seinem Fenster sieht und beobachtet, zwei über seine Weltverbesserungsideen und eine über seinen Sohn mit Down-Syndrom. Auf letztere erhält er derart viele positive Rückmeldungen, dass in Zusammenarbeit mit dem Limmatverlag ein Buch entstand. Es enthält, neben den Kolumnen über seinen Sohn, auch Gedichte, welche poetisch auf das Leben mit ihm antworten und die Themen aufnehmen und ausweiten.

Das Buch wird ergänzt durch eine CD, die am Arbeitstisch in Scharans aufgenommen wurde. Sie enthält gelesene und gesungene Lieder, schweizerdeutsch und hochdeutsch, die einen Texte finden sich auch im Buch, andere lediglich auf dem Tonträger.

Behutsam und vor allem liebe- und humorvoll erzählt Linard Bardill die Geschichten aus dem Alltag mit seinem Sohn. Von dessen Leben im absoluten «Jetzt», vom Nichtverstehen der Wörtchen «aber» oder «erst in drei Wochen», vom Strahlen in seinen Augen, von den Grenzen, an die er und seine Frau als Eltern stossen, von der täglichen Konfrontation mit Liuns entwaffnender Direktheit, vor allem aber von der grossen Liebe, die sie erfahren dürfen.

Er erzählt von ganz alltäglichen Situationen wie der von Buddhas Liebe zum Wasser und dem Brunnen vor ihrem Haus: «Solange er eine Badehose trägt, besteht auch kein Problem. Doch die permanent nassen Kleider und triefenden Schuhe sind für unsere Nerven grenzwertig. Das heisst, die Grenzen, die er nicht kennt, werden zu unseren. Und wohl oder übel werden sie dann zu seinen. Da kann es nach einigen ernsthaften Worten über Wasser, nasse Kleider und überhaupt denn sein, dass der kleine Buddha an den Brunnen kommt, sofort die Kleider auszieht, die Schuhe von sich wirft und nackt den Brunnenrand besteigt. Was soll man da noch sagen? Pause einlegen – «Easy peasy – Häxeschuss» anstimmen und mit der Nachbarin einen Schwatz riskieren.» (S. 27)

Bardills Sprache ist bildhaft, verspielt und wunderbar alltäglich vertraut. Sie ist authentisch, wirkt im Moment und ist doch zauberhaft gesetzt. Dies passt zu seinem im Jetzt lebenden Sohn, für den nur der Moment zählt und wichtig ist.

«Wir führen ein Leben, und in diesem Leben fängt das richtige Leben erst später an.» Was zuerst merkwürdig klingt, wird in der Kolumne «Das wahre Leben» (S.23) ausgeleuchtet: «Die Berufsleute denken, nach der Pensionierung fängt das richtige Leben an, die Lehrlinge und Studenten denken, nach der Ausbildung fängt das richtige Leben an, die Schüler denken, wenn die Lehrzeit kommt, fängt das richtige Leben an [...]. Das richtige Leben kommt

*Sich Zeit nehmen für das Leben im Jetzt,
Zeit für die Kinder und die nicht wieder-
kehrenden Momente, Zeit für die wirk-
lich wichtigen Dinge*

nicht, denn das Leben ist. Immer, überall und vor allem heute, gerade jetzt.»

Die positive Aufnahme des kleinen Buches und der Tournee, mit der Linard Bardill in den nächsten Monaten unterwegs sein wird, überraschen denn nicht:

«Die kurzen Geschichten in diesem Bändchen versammeln den ganzen Kosmos rund um das Leben mit dem «Kleinen Buddha», der ganz im Jetzt lebt und seine Umgebung immer wieder mit grossen Momenten beschenkt und in Staunen versetzt.»
Sempacher Woche/Luzerner Rundschau

«Der kleine Buddha» eröffnet dem Sänger und Erzähler Linard Bardill, der auf der Bühne vom genialen Sidekick Bruno Brandenberger am Kontrabass ergänzt wird, eine neue, entschleunigte Welt-sicht. Eine, die auch auf das Publikum übergeht.»
Tages-Anzeiger zum Bühnenprogramm

Sich Zeit nehmen für das Leben im Jetzt, Zeit für die Kinder und die nicht wiederkehrenden Momente, Zeit für die wirklich wichtigen Dinge, für den Baum im Garten, für die Bienen auf der Wiese, für das Fussballspielen im Garten, für das Sammeln von Steinen, für ein Bad im Brunnen, für den Regenbogen, der nicht auf später wartet. Das ist das, was ich ganz persönlich mitnehme aus der Lektüre von Linard Bardills Buch.

Linard Bardill, Der kleine Buddha. Geschichten, Lieder und Gedichte. 96 Seiten, mit einer CD «Der kli Buddha. Lieder, Gschichte und viel meh». CHF 34.–
ISBN 978-3-85791-686-1.

*Kulturwoche im
Unterengadin
mit dem
Allegri Quartet
London*

vom 15. bis 21. Sept. 2013

*Die Streich-
quartette von
Beethoven*

*Konzerte in den historischen Kirchen
Scuol, Ftan, Sent, Ardez, Lavin, Guarda*

*Musik - Natur - Erholung
auf höchstem Niveau*

www.allegra-allegri.ch

*Prospekte: info@allegra-allegri.ch
oder Telefon +41 (0)52 319 21 79*

***Em Tüüfel ab em Chare gheit
Mit däm isch nid guet Chirschi ässe
Das geit uf ke Chuehut
Suuffe win e Büürschtebinder
Es isch gnue Höi dunger***

Diese und 69 andere Redensarten erklärt Christian Schmid in seinem neuen Buch

Blas mer i d Schue. 75 Redensarten – Herkunft und Bedeutung.

das wir in der nächsten Nummer vorstellen.

Christian Schmid, Blas mer i d Schue. 75 Redensarten – Herkunft und Bedeutung. Muri bei Bern 2013, Cosmos Verlag.
CHF 36.- ISBN 978-3-305-00437-9.

Achim Parterre

Tschüss zäme! Ein Dorfkrimi.

Muri bei Bern 2013, Cosmos Verlag. CHF 25.-

ISBN 978-3-305-00446-1

vlg. Auf dem Weg von Gäziwil nach Konolfingen liegt er im Strassengraben, der alte Ramseier, zwischen den Zähnen sein letzter Stumpen und im Schädel «es Loch so gross wi ne Händöpfu». Bärnhard, der die Leiche gefunden hat, trinkt in der Dorfbeiz einen Händöpfeler, derweil die 82-jährige Wirtin Marie-Claire eine Select raucht und von den Kanarischen Inseln träumt.

Wer um Himmels willen hat den alten Ramseier, der in der Dorfbeiz so gern Geschichten erzählte, ins Jenseits befördert? Diesen Kriminalfall hat einer zu Papier gebracht, der selber fürs Leben gern Geschichten erzählt. Achim Parterre nimmt uns mit nach Gäziwil und zeigt uns liebevoll, aber schonungslos eine Idylle zwischen Kehrachtsammelstelle und Waldlehrpfad.

Viktor Schobinger

Psuech für der Ääschmen us de Südsee

Züri Krimi 24. Züri 2013. Schobinger Verlag. CHF 25.-

ISBN 978-3-908-10524-4

vlg. E versicherigsaaagschtelti lüütet em Ääschmen aa. D Schanin Wèetli häisst wie de berüempt waffehändler, en alte chund vom Ääschme, isch aber nöd verwandt mit em. Trotzdem sind iri schicksaal verhänt mitenand. Was händ die süüdseeinsulaaner z sueche z Züri? Werum mischt sich plötzli de Walter Fүү̀rscht ii, der oberscht vom Bundes-Sicherhäits-Dienscht? Der Ääschme probiert gägeschütüt z gèè; vergäbe: s wirt gschossen und s git tooti.

Gabriel Vetter

Vive la résidence! Hörbuch.

Luzern 2013, Verlag Der gesunde Menschenversand.

CHF 28.- ISBN 978-3-905825-503

vlg. Ganz nach dem Motto «Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt, jetzt werden wieder Lyrik-Bände gedruckt», mischt auch der Grandseigneur des Schweizer Poetry Slams wieder im Literaturzirkus mit. Seine Botschaft: «Vive la résidence!», bereits sein drittes Soloalbum, live aufgenommen im Parterre Basel. Und damit ist man auch zuhause im Ohrensessel mittendrin in Vetters Schweiß treibender Performance, man hört ihn wettern und sinnieren, schmettern und philosophieren.

Vordergründig ist es die gewohnt fulminante Sprechkunst, die Gabriel Vetter seinem Publikum verpasst. Dahinter zielen aber viele seiner Stücke mit spitzen Pfeilen auf die Schweiz, ihre guteidgenössischen Kompromisse genauso wie auf den Kantönligeist. Max Frisch wird mit der Euromaus verhöhnt und Metzgerlehrlinge durch den Fleischwolf der Kunstkritik geschoben. Da wird ganz nebenbei mit Jesus das politische Wesen der Schweiz erklärt, eine Tierkadaversammelstelle vor der Kleinkunst gerettet und ein Mähdrescher-Fahrer zum Philosophen erklärt. Ausserdem: eine Hommage ans Grosi und kurze Texte über die Liebe und den wilden Thurgau. Das Hörbuch ist angriffig, wütend, satirisch, aber auch versöhnlich humorvoll – Gabriel Vetter beweist einmal mehr seinen Status als fideler Hofdichter am Thron der untergehenden Abendunterhaltung.

auch das ist kommunikation

eine mobilfunkantenne, wieder eine neue: der aufschrei kommt alsbald und gleich hinterher die regelmäßige antwort der wissenschaft. unbedenklich, strahlung kaum messbar. schlafstörungen und dergleichen? müssen einbildungen sein.

da war doch diese fotografie: herren in schwarzen anzügen, einer neben dem andern aufgereiht in der wüste von nevada, auf strandstühlen sitzend, sonnenbrillen auf den nasen. offensichtlich sind es geladene gäste, die den mächtigen weissen pilz ansehen dürfen, den im bildhintergrund der atombombentest macht. man hat sie in sichere distanz platziert, weit genug von der erwarteten hitze und helligkeit. von der strahlenkrankheit wusste damals die wissenschaft noch nichts, und so dürften die auserwählten allesamt nach dieser vorführung qualvoll gestorben sein. wie auch kurz darnach hunderttausende in hiroshima und nagasaki.

immer wenn die wissenschaft ungefährlichkeit attestiert, steht mir dieses bild vor den augen. und ich denke an das wort von mani matter:

wer glaubt
zu wissen
muss wissen
dass er glaubt

kürzlich habe ich in einer wissenschafts-sendung* gehört, dass bienen nicht nur durch farben und gerüche angezogen werden, sondern dass sie auch anhand eines elektrischen feldes, das die einzelnen blumen aussenden, ablesen können, ob und wie viel nektar sie noch vorfinden werden. so bleiben ihnen unnötige wege erspart.

ich glaube der wissenschaft nicht mehr, wenn sie sagt, strahlung unter einem gewissen grenzwert sei unbedenklich, es sage niemand, auch niedere strahlung könne die bienen nicht verwirren.

edgar euel

* «die gerettete sprache» im radio srf2 vom samstag, 23. februar 2013, 12:40 uhr, beitrag «wenn bienen blüten besuchen funkt's» (http://podcasts.srf.ch/world/audio/Wissenschaftsmagazin_23-02-2013-1240.5.mp3)

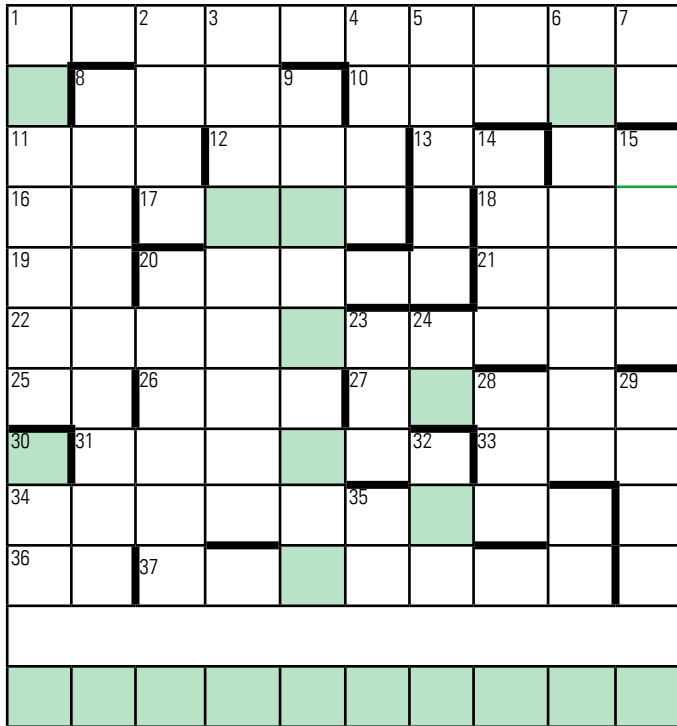
waagrecht

- 1 wenn Knospen sprießen und Tulpen und Menschen ihre Form finden
- 8 diesmal kein ismus, sondern ein asmus
- 10 eine der Dorfschönen, neben der Bärbel und der Lore
- 11 die kurze non-commitment-Nummer
- 12 noch eine Schöne und insbesondere frühmorgens
- 13 der grüne Ort, wo Er dich weidet
- 16 Autos mit dem Bock im Wappen
- 17 macht sich gut auf Crêpes und Omeletten
- 18 in der Mitte von Meran gelegen
- 19 es churzes Tun(n)erwätter
- 20 kämpft auf hohem Ross gegen das Böse
- 21 bei Künstler(inne)n beliebter Vorname
- 22 pflegt dann zu enden, wenn das wirkliche Leben anfängt
- 25 betitelt sich kurz, wer in Pension geht
- 26 wo an der Tür stehen könnte «bin allein drin»
- 27 eine Kon-stell-ation
- 31 zwei Wörter in Gretchens Lied
- 33 Dem Spielzeug fehlt ein Stein und kann's nun auch ein Wasser sein.
- 34 und ist so trübe ach der Blick
- 36 hat den Mantel gar nicht ausgezogen
- 37 Wem ein solches Gut heranwächst, hat nicht alles gut gemacht.

senkrecht

- 1 hieß mein kleiner, lustiger Bruder
- 2 Das ganze Leben sei ein ...
- 3 zwei Wörter für automobilistische Wunschträume
- 4 wichtiger Antrieb unseres Tuns
- 5 fühlen wir uns, wenn 4 senkrecht fehlt
- 6 und endlich wird nun Lob gesprochen, Leben gewürdigt
- 7 Kanton, der alle Motorfahrzeuge mit ‚geh leise!‘ anschreibt
- 8 tun die Schwalben
- 9 werden auf manchen Brettern gegeben
- 14 Vorname, mit dem man's hierzulande hoch hinauf bringen kann
- 15 wird in drei Dimensionen ausgemessen
- 20 Austragung; von einem Leben ins andere gleiten
- 23 zu Hilfe!
- 24 ein starkes Stück und kurz und rund
- 28 Dürrenmattsche Figur, auf den Tod krank
- 29 an dem sich das Abartige orientiert
- 30 der zweite und nun geglückte Versuch (und siehe, es war gut)
- 32 darf noch vor dem h-nology daherkommen
- 35 kurvt mit der cyclette über Land oder neustens auch mit KE

Vom Eise befreit ...



Lösungswort: Sprachspiele

Wer das Lösungswort einsendet, nimmt an der Verlosung eines Bändchens *Es Bröösmeli Ziit* von Els Morf-Bachmann teil: www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch oder Post: VSD, Postfach 111, 8460 Marthalen

Des Rätsels Lösung 3/12 Gefragt ist Kultur

waagrecht: 1 OUVERTURE 10 ALP 13 BRISANT 14 ES HAT 15 OROPAX 18 ESPOIR 22 NSI (peNSIon) 23 CS 24 (homo) LUDENS 27 AT 28 NEID 29 SIGUNE 31 OPERNHAEUSER 35 MONO 36 KORR(igiert) 37 ETPE (budgETPEriode) 39 AST (Florian) 41 MEUTERER 42 TRANS 43 INTRIG(EN) 45 ENDE (Mi-chael) 46 ADESSE 48 ANTEILNEHMEN

senkrecht: 1 OBOEN 2 UR 3 VIOLINEN 4 ESPACE 5 RA 6 TNX (thanks) 7 UTERUS 8 RESIDIERENDE 9 ESPE 10 AHORN 11 LAIT 12 PT (Tschaikowsky) 16 RESTPOSTEN 17 ABSINKEND 19 RODERER 21 OLDHOUSE 25 EG 26 SNE 27 AO (Alpha Omega) 30 USTER 32 ROMANE 33 ART 34 UERT (TREU) 35 MANTA 38 PRISE 40 TRET 43 IAN 44 GEN 47 SM (short message)

Dazu schrieb uns F.W. aus Hitzkirch: Das rätsel grenzte an seelische grausamkeit. Stunden, ungezählte anläufe während tagen benötigte ich, um die gute jungsängerin endlich alt aussehen zu lassen. Beim ersten durchgang vermochte ich ausser russis kantonskennzeichen kein einziges auch noch so munzigen feldchen auszufüllen. Es dauerte, bis ich den rätselmachern endlich auf die schliche kam. Wenn der wind um die ohren pfeift: brisant! Darauf musste ich erst kommen. Vor der eintönigen mühle trat ich die längste zeit von einem fuss auf den andern. Der gipfelpunkt der hirnmarter aber war das in der pension inbegriffene nsi.



VORAUSSICHTLICH IST DAS DER LETZTE JAHRGANG DIESER ZEITSCHRIFT IN IHRER HEUTIGEN FORM. MIT EINEM ABONNEMENT ODER EINEM GÖNNERBEITRAG HELFEN SIE UNS, IHN MIT ZWEI WEITEREN HEFTEN IN DER ART DER BISHERIGEN GUTEN MUTES ABZUSCHLIESSEN.

Auf unserer Webseite finden Sie:

Ergänzungen zum vorliegenden Heft 1/13

- die vollständige Einladung zur Tagung des Forum Helveticum vom 24. Juni 2013 in Bern
- den vollständigen Text des Aufsatzes von Helen Christen über polydialektale Dialoge (Seiten 6–7)
- die Audiodatei zum Renato Kaiser-Text (Seite 9)
- zwei weitere Gedichte von Meinrad Lienert
- die Audiodatei zum Gedicht Ds Rächt uf d Sprach von Julian Dillier (Seite 16)

alle bisherigen Nummern der Zeitschrift SchweizerDeutsch

- als PDF-Dateien zum Herunterladen

eine Auswahl von Beiträgen aus den bisherigen 5 Jahrgängen unserer Zeitschrift, zu finden in den

DOSSIERS

- **SPRACHLEBEN**
- **FORSCHUNG**
- **NACHSCHLAGEWERKE**
- **KINDERGARTEN UND SCHULE**
- **MUNDARTLITERATUR**
- **ORTS- UND FLURNAMEN**
- **TONAUFNAHMEN**

sowie die Rubrik Aktuelles

BESTELLUNG

- Jahresabonnement 2013 für CHF 27
 Gönnerabonnement 2013 für CHF 50

NAME

STRASSE

PLZ ORT

TELEFON.....

MAIL

DATUM

Per Post an: Thomas Marti,
Untere Hardegg 32
4600 Olten

Oder online über
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

ADRESSEN

VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

Präsident: Alfred Vogel
Postfach 111, 8460 Marthalen
052 319 21 79
av@alfredvogel.ch
www.ch-dt.ch

Bärdütsch-Verein

Präsident: Prof. Dr. Hans Ruef
Lediweg 16, 3854 Oberried am Brienzersee
033 849 16 84
www.baernduetsch-verein.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zürich

Präsident: Dr. Heinz Gallmann
General-Wille-Strasse 288
8706 Meilen
044 793 24 54
hgallmann@quickmail.ch
www.spraach.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zugerland

Präsident: Dr. Beat Dittli
Fuchsloch 10, 6317 Oberwil bei Zug
041 710 32 47
beat.dittli@bluewin.ch

SPRACHSTELLE

Auskunft und Beratung zu allen die schweizerdeutschen Dialekte betreffenden Fragen erhalten Sie von unserer Sprachstelle:
Dr. Alfred und Renate Egli
Untere Heselbachstrasse 1, 8700 Küsnacht ZH
044 910 73 78
alfred.egli.wildi@gmail.com Bitte geben Sie auch bei einer Anfrage per Mail Ihre vollständige Adresse an.

ZÜRICHDEUTSCHKURSE

für Personen mit guten bis sehr guten Deutschkenntnissen, welche Schweizerdeutsch (besser) verstehen und auch selbst sprechen lernen möchten.

Auskunft und Anmeldung: www.spraach.ch
oder Dr. Alfred Egli, Küsnacht, 044 910 73 78
Lehrmittel: Renate Egli-Wildi, Züritütsch verstaa, Züritütsch rede
Veranstalter: Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

VERANSTALTUNGEN

FORUM HELVETICUM

in Zusammenarbeit mit Forum für Zweisprachigkeit,
Coscienza Svizzera, LCH, SRG SSR
Montag, 24. Juni 2013, 13.00 – 17.30 Uhr
Haus der Kantone, Speichergasse 6, Bern

TAGUNG

**MULTILINGUA – DIALEKT UND SPRACHKULTURELLE
VERSTÄNDIGUNG**

VSD VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

Samstag, 16. November 2013
Ort und Zeit noch offen

**75 JAHRE VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH
Jahresversammlung und Jubiläumsanlass**

IN DER NÄCHSTEN NUMMER

1938 – 2013

Vom Bund Schwyzertüsch zum Verein Schweizerdeutsch

Oral History - Lebensgeschichten

Mit däm isch nid guet Chirschi ässe

Mundartkrimis